



Die Abendschule.



Zur Kriegszeit.

Rings Frühlingspracht und Frieden —
Mein herrlich Vaterland,
Nun ist auch dir beschieden
Des Krieges grauer Brand!

Die Herzen bangend zagen:
Was bringt die Ernstezeit?
Wer zählt die Zähren, Klagen,
Die Not, das Herzeleid?

Wir flieh'n in deine Arme,
O Gott, der Welten schaffst!
Dein's Erbteils dich erbarme:
„Dein ist das Reich, die Kraft!“ w.

Fleischer



Was Amerikas bedeutendste Altfängerin von dem Packard sagt:

„Sehr brillant, mit herrlicher Aktion, und höchst befriedigend für Sänger und Pianist in Ansprache wie Tongüte.“

12. Jan. 1916.

Mme. Louise Homer.

THE PACKARD PIANO COMPANY, Fort Wayne, Indiana.

Aufrechte Pianos.
Spieler-Pianos.



Miniatur-Flügel.
Konzert-Flügel.

CONCORDIA MUSIC HOUSE,
Bärthel & Duesenberg,
912-914 Pine St.,
Vertreter
St. Louis und Umgegend.

JULIUS H. WOLFF, 995 East Minnehaha St.,
Vertreter für St. Paul, Minn., und Umgegend.
HERMAN WELLENSIEK, 997-999 Gratiot Ave., Detroit, Mich.,
Vertreter Detroit und Umgegend.

THE BISSELL-WEISERT PIANO CO.,
4th Floor The Fine Arts Bldg., 410 S. Michigan Ave.,
Entrance Studebaker Theatre, Chicago, Ill.,
Vertreter
Chicago und Umgegend.

Ist keine Harmonie in der Fabrik, wird keine im Piano sein.

Quer durch Amerika.

Ein Prachtwerk für jung und alt, für Schule und Haus!



Die Natur ist voller Wunder! Schier unerschöpflich an solchen Wundern ist unser Land Amerika. Nicht jedem ist es vergönnt, dieses Wunderland allenthalben aus eigener Anschauung kennen zu lernen; deshalb wird es unseren Lesern eine Freude sein, daß wir ihnen ein Werk zugänglich machen können, das sie in 192 prachtvollen, ganzseitigen Bildern (Goldrand) nach photographischen Originalaufnahmen in die Wunderwelt Amerikas einführt, ein Prachtwerk für jung und alt, für Schule und Haus. Es gibt kaum ein Buch, das dem Kinde so viel Kenntnisse von Amerika beibringt wie dieses Werk in Wort und Bild! Die großen photographischen Abbildungen kosten sonst in Buchhandlungen ihrer drei oder vier so viel wie dieses ganze Buch!

Jeder Leser, der dies Buch sieht, wird staunen und entzückt sein!

Das beste und fesselndste Anschauungsmaterial, Belehrung für den, der die Schönheiten Amerikas nicht kennt, und lebende Erinnerung für den, der Amerika gesehen hat.

Verkaufspreis: \$1.25.

Panama-Kanal, Land und Leute.

Von Louis Wagner.

Mit 108 Illustrationen, eigens für dieses Buch hergestellt.

Der Panama-Kanal, diese neue Wasserstraße, ist das größte technische Wunderwerk der Neuzeit und wird nicht nur für den Handel und Verkehr der Welt, sondern auch in der nationalen Politik eine gewichtige Rolle spielen.



Das Buch schildert nicht nur den bewundernswerten, großartigen Bau des Kanals, sondern erzählt auch seine höchst fesselnde Vorgeschichte von der Zeit des Kolumbus an bis auf die Gegenwart, es nimmt den Leser mit von Ort zu Ort über die ganze Kanalfreie hin, beschreibt sonderlich die Meisterwerke der Gattenschleusen, des Culebra-Durchlasses, der Pedro Miguel- und der Miraflores-Schleusen, führt den Leser in den althistorischen Städten Colon und Panama umher, schildert ihm die Panamaner und ihr Leben, Haus, Mann, Weib und Kind, das Leben der Amerikaner und Arbeiter am Kanal, plaudert von der einzigartigen Panama-Bahn, die schon ihr silbernes Jubiläum gefeiert hat, und gibt im Schlußkapitel den Urteilen namhafter Männer über die hohe Bedeutung des Panama-Kanals, des neuen Welttores, das letzte Wort.

Das Buch enthält über 200 Seiten und ist auf extra starkem Papier gedruckt, aufs feinste ausgestaltet und sehr geschmackvoll gebunden.

Der Preis ist äußerst niedrig gestellt: \$1.50 und 15 Cents Porto.

Positive Bequemlichkeit, aber nur in

Mayer
Martha Washington
Comfort Schuhe

Hüten Sie sich vor Nachahmern —
Sehen Sie nach der Marke, die auf den Sohlen eingepreßt ist.

F. Mayer & Shoe Co.,
Milwaukee
Wisconsin



HONORBILT



37
verschiedene
Sorten

San Maura Select, Wein.

98c per Gallone. Garantiert echter kalifornischer

Wir haben unsere berühmten, alten San Maura Select, den ausgezeichneten, weit und breit bekannten, roten kalifornischen Edelwein, den wir sonst nur an Wirtschaften geliefert haben, für das allgemeine Publikum freigegeben und verkaufen ihn zum Preise von 98c per Gallone ohne Unterschied, wie viel Gallonen man bestellt, unter unserer eisernen Garantie.

Zufriedenheit garantiert oder das Geld zurück.
Dieser Preis ist derselbe, den die Wirte bei Einkauf von 5 Barrels bezahlen.

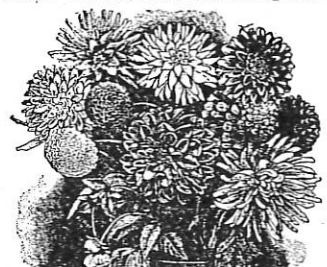
Schreibt sofort an das altbekannte deutsche Haus.

STULZ BROTHERS,

Dept. 100,

Kansas City, Mo.

Eine besondere Offerte von unseren
\$1. M. & S. Prachtkollektion Georginen \$1.



Wenn Sie uns die Auswahl überlassen, machen wir Ihnen die spezielle Offerte von \$1.00 für 12 Georginen. Diese Kollektion umfasst 12 farke Knollen in Farben von rosa, rot, weiß, gelb und buntfarbig gefleckt. Keine zwei überein. Wir liefern die Knollen frei in Ihre Wohnung.

Pracht-Samentatalog in deutscher Sprache frei auf Verlangen. Wegen unserer Überverlässigkeit, Gründlichkeit und Ehrlichkeit wenden Sie sich, bitte, an die „Wendtschule“.

THE MEYER-STISSER CO.'S SEED HOUSE,
32 Light St., Baltimore, Md.

Luther-Album.

Ein Vorläufer zur 400jährigen Gedächtnisfeier des Anslags der 95 Thesen an der Schlosskirche zu Wittenberg am 31. Oktober 1517 durch D. Martin Luther, von Aug. Lange.

Deutsch oder englisch zu haben auf Wunsch!

Preis, portofrei, \$1.

Louis Lange Publishing Co.,
St. Louis, Mo.



Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauen-Artikel“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Heften (26 Hefte im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Umzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 63.

Heft 21.

Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 10. Mai 1917.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probenummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.

1917.
1918.
1919.

Aus der Zeit für die Zeit.

„Dein ist das Reich und die Kraft.“
Gewaltig, ehern klingen die Worte! Sie verkündigen die göttliche Oberhoheit über alles Zeitliche und Ewige, Irdische und Himmlische. Sie eröffnen dem Auge gerade heute ein überwältigendes Rundgemälde und tragen den Blick von der weiten, alle Reiche und Kräfte zur Blutspeide aufbietenden Erde empor in die lichte Höhe. Wie zuvor wird dieser im Schluß des Vaterunsers ausgesprochene Lobpreis Gottes auf das zagende Herz des Lesers so tröstlich und so glaubensstärkend eingewirkt haben wie jetzt in der stürmischen Gegenwart, in den Tagen des größten Blutbergießens, der Schrecknisse und Zerstörungen, der Völker-Existenzkämpfe und des Weltendes. Während die Wellenschläge dieses beispiellosen Völkerringens alle Welt in Mitleidenschaft ziehen, alle Reiche, alle Kräfte, die fernsten Länder, auch die Kirchengemeinschaften, selbst die entlegensten Missionen, während Krieg und Habgucht der gesamten Welt Teuerung und Notstand verursachen, daß ihr schon jetzt Elend und Hunger entgegenrücken, während eine unheimliche Unrast alle Völker beherrscht, die Russlands Thron über Nacht hinweggefegt und an den Thronen Englands, Italiens, Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei rüttelt, die in unserem Lande zum Kriege treibt gegen ein Land, das uns gar nicht bekriegen will, und nicht nur alle Parteilinien auswischt, sondern auch giftigprühend den Nationalitätenhaß schürt, ja, während hüben und drüben so vieles, was fest stand, wankt und schwankt, stürzt und fällt, stehen ehern und gewaltig die Worte da: „Dein ist das Reich und die Kraft“, täglich von Millionen Väterherzen gesprochen! O, daß sie alle sich im Ernste der Zeit immer tiefer darein versenken! Der bevorstehende Gebetssonntag (Magate) erinnert ja noch besonders daran. Was reden wir Menschen doch sonst so viel von Reichen und Kräften! Wir haben uns die ganze Welt eingeteilt in gewaltige Reiche, in das sichtbare Naturreich und das unsichtbare des Geistes und der Geister. Das Naturreich klassifizieren wir wieder in drei Reiche: das leblose oder Mineralreich, das organische oder Pflanzenreich und das lebendige oder Tierreich. Die Menschen selbst verteilen wir in Rassen und Klassen, scheiden sie in Völker, Stämme und Reiche. Auch die christliche Kirche kennt drei Reiche: das Machtreich, das Gnadenreich (Himmelreich oder Kirche) und das Ehrenreich. Und was ist in diesem Weltkriege alles an Kräften aufgeboten worden: Millionenheere, Riesengeschütze, Luftfahrzeuge, Superdreadnoughts, Tauchboote, Minenfelder, Stidgase, Legionen von Angeln groß und klein, Milliarden von „Silberfugeln“! Rühmt nicht eben jetzt als ausschlaggebende Kraft der eigene Mund und der erfreut uns beglückwünschende der Millionen die unbeschränkte Finanzkraft und die unbegrenzten Hilfsquellen Amerikas, die zweifellos den Krieg gewinnen müssen? Ehern, wichtig, gewaltig stehen dagegen die Worte da: „Dein ist das Reich und die Kraft!“ Sie reden, als gebe es nur ein Reich: das Reich, neben dem alle

andern Reiche bloß Nebensachen sind; nur eine Kraft: die Kraft, neben der alle andern zu Bedeutungslosigkeit herabsinken. Ist es an dem? Wo sind denn so viele alte Weltreiche und Menschenkräfte geblieben? Babel war das älteste Reich, aber eines Tages mußte Gottes Prophet rufen: „Babel ist gefallen, sie ist gefallen!“ Nach Babel kam das assyrische Weltreich, aber auch dieses haben die Wogen der Zeit längst verschlungen. Wo ist das Reich der Meder und Perser? Wo ist Pharaos? Wo ist Alexander und sein mazedonisches Weltreich? Wo ist das machtvolle Rom geblieben? Wo sind die Weltreiche Karls des Großen, Karls V., Napoleons? Wie jäh stürzte der Zar aller Reußen, der, als er den Mobilmachungsbefehl unterschrieb und damit diesen Weltkrieg entfachte, sich nicht träumen ließ, wie bald er sein eigenes Absekkungsbefehl unterzeichnen werde!

Sie sind alle dahin, gestürzt, vermorst, zugrunde gegangen. Andere folgen ihren Spuren. Aber ein ist und bleibt „das Reich und die Kraft!“ Frevelsgerede ist es, von unsern Millionen und ungeheuren Geldmitteln, unsern unerschöpflichen Hilfsquellen, unserer unbefiegligen Laskraft und Kapferkeit zu prahlen. Er, des das Reich und die Kraft, kann im Qui Geld, Kriegsschiffe und Heere zuschanden machen, wenn er seine Hand über ein unbüffertiges Volk ausreckt. Niemals, seit die Väter unserer Republik in ihrem Kampfe



Cramps Schiffsbauhof in Philadelphia.

auf Leben und Tod für ihre nationale Unabhängigkeit und später im Kampfe um die Erhaltung der Union im Bürgerkriege fasteten und beteten, haben wir als Volk, niemals haben Europas Völker, die in ihrer blutigen Kraftprobe nachgerade alle um ihre Existenz ringen, so viel Ursache gehabt, vor Gott sich zu demütigen, als eben jetzt. Wenn sonderlich wir Amerikaner an die Sündenmenge denken, die wir als Nation in den vergangenen Jahren aufgehäuft haben, an die schreckliche Zunahme von Lasten und Verbrechen aller Art, an die Zunahme der Gottesvergessenheit, des Wuchers und der Habgucht, an die freble Weihilfe der Kriegsverlängerung, bis wir schließlich selbst in den Blutsirudel hineingerieten, wollen wir dann noch uns schmeicheln, dieser Krieg sei ein Beitrag zur Erhaltung und Förderung der Demokratie, oder müssen wir ihn nicht vielmehr ansehen als die Ernte einer bösen Ursache? Ob unser Eintritt in den Weltkrieg nicht der Anfang eines Gerichtes ist, welches das Land verzehren wird, bis es wieder gelernt und erkannt haben wird, daß ein Gott im Himmel ist, der auf Erden regiert, Recht und Gerechtigkeit anrichtet und geehrt sein will, des allein das Reich ist und die Kraft, — wer wagt es, das zu bestreiten? Und wenn heute so übermäßig viel von Loyalität die Rede geht, wenn so große Opfer an Geld und Gut erfordert werden, will man sich da gar nicht fragen: Wie steht es denn um meine Loyalität und meine Opfer dem Reiche Gottes gegenüber? Es ist wahrlich in dieser Zeit nichts nötiger, als daß die Völker in sich schlagen und Buße tun, und daß ernste Gebete zu Gott emporsteigen für Obrigkeit und Untertan, daß er sie rette und befreie, nicht zuerst vom äußeren Feinde, sondern

von den inneren Feinden, die am Herzen des Volkes nagen und seine Zukunft untergraben. Unablässig aber, wie ein frischer Morgenruf, verheißend, glaubensstärkend, klinge fort aller Christenherzen Gebet durch unsere wirre Zeit, bis zur Zeitenmitternacht hinaus: „Dein ist das Reich und die Kraft!“

Auswählende Konfektion beschlossen.

Die wichtigste Frage, die, nachdem die Entscheidung über die Beteiligung unseres Landes am Kriege gefallen war, dem amerikanischen Kongreß vorlag, war nicht die der vorläufigen Geldbewilligung — man kam mit der sofortigen Flüssigmachung von \$7,000,000,000 schnell ins reine —, sondern die der Heeresvermehrung. Bisher war es noch stets Grundsatz der Vereinigten Staaten, durch Aufruf von Freiwilligen Heer und Flotte zu verstärken. Aber die Werbetrummel mochte seit Erklärung des Kriegszustandes noch so laut geschlagen werden, die jungen Männer stellten sich überaus spärlich ein, sie wollten nicht kommen, die Werbung zeitigte traurige Ergebnisse. So forderte Präsident Wilson vom Kongreß das Recht, auf dem Wege der Aushebung, und zwar der „auswählenden Aushebung“ (selective conscription) das Heer, das er zusammenbringen will, auf die Beine bringen zu dürfen, zunächst 500,000 Mann, später nochmals so viele, nötigenfalls gar 2,000,000 Mann. Heftig kämpfte eine Reihe von Männern im Senat und Abgeordnetenhaus gegen diese Maßnahme, Sprecher Clark z. B. erklärte: „Ich bin dafür, daß der Jugend dieses Landes gestattet wird, sich freiwillig zu melden, ehe wir ihr die Schande der Aushebung antun. Das Kriegsdepartement versucht das Volk ins Vordachhorn zu jagen, damit die Aushebungsvorlage angenommen wird,“ aber auf der andern Seite erhoben sich Männer, die sonst immer der Administration entgegenarbeiteten, und unterstützten, wie „Wall Street“, die gesamte englisch redende Presse und die Waffenlieferer, die „auswählende Konfektion“ der Regierung. Daß „auswählende“ Aushebung zum Kriegsdienste, die den Beamten das Recht verleiht, zu entscheiden, wer innerhalb einer gewissen Altersklasse dem Heere eingereiht werden soll und wer nicht, gar leicht eine gefährliche Sandhabe sein und zu Korruption und Günstlingswirtschaft führen kann, scheint nicht viel Sorge gemacht zu haben; und warum, wenn doch einmal Militärzwang eingeführt werden muß, statt der „auswählenden“ die allgemeine Aushebung als die allein richtige demokratische Maßregel nicht angenommen wurde, entzieht sich der Beurteilung. Die Vorlage hatte erst eine Altersgrenze von 19 bis 21 Jahren angesetzt, aber mit großer Mehrheit stimmte der Senat für eine solche von 21 bis 27 und das Haus sogar für eine von 21 bis 40 Jahren. So wird die Jugend unseres Landes nunmehr erfahren, was es heißt: fort von Heim und Lieben, Arbeit und Beruf, ins Feld, aufs Schiff, in den Krieg! Wohin gehen wir? Was ist das Ziel, auf das wir hinsteuern? Die Frage liegt auf aller Lippen, das ganze Volk stellt sie, im Plüfektone oder im stillen. Die Verantwortung für eine Vereitelung des Zustandekommens eines Volksheeres kann und darf heute ja ganz gewiß kein einziger patriotischer Bürger übernehmen wollen. Haben doch die letzten Jahre genugsam bewiesen, daß die Völker sozialistisch sein müssen und keine abseits stehen und sich seiner Sicherheit rühmen kann! Man hatte aber gehofft, die Errichtung eines Volksheeres nach dem Muster der Schweiz wäre bei uns möglich gewesen und hätte die Gefahr des Militarismus vermieden. Die allgemeine Wehrpflicht ist ja die ganz natürliche Pflicht jedes Bürgers einer Republik; Dienstpflicht ist ihre unabwiesliche Folge, sobald es sich ergibt (wie jetzt), daß zur Wehrhaftigkeit Ausbildung in militärischen Dingen vonnöten ist. Die „auswählende“ Aushebung, sagt man heute aber, ist eine durch die Umstände gebotene Maßnahme. Es wird sich indes nicht leugnen lassen, daß jetzt wachsamem Auge alles besehen werden muß, was einer Militärrepublik oder Militärdiktatur wird Vorstoß leisten können. Das Volk Australiens stimmte kürzlich die Einführung der Konfektion nieder; Amerika bleibt nun das Schaupiel vorbehalten, durch „auswählende Aushebung“ ein großes Heer aufzubringen.

Gäste aus England und Frankreich.

Ein seltsames Schauspiel! Kriegskommissionen der Alliierten kamen herüber — eine italienische Kommission wird noch erwartet, — um hier um Geld, Schiffe, Soldaten und Nahrungsmittel kunstgerecht zu betteln. Kommissionen, das weiß man ja, haben sich nicht selten mit Witzschriften zu befassen, Kriegskommissionen müssen sich daher wohl besonders aufs Gekochte verstehen. Aber ist es nicht doch ein Schauspiel: der große Weltbankier John Bull als Witzsteller, als

Steifbettler beim guten Onkel Sam? Und der Marschall von Frankreich, der abgesagte Obergeneral Joffre, dabei, der also daheim doch recht entbehrlich sein muß! Sie verhandeln mit unseren höchsten Beamten über die wirksamste Beihilfe der Vereinigten Staaten im jetzigen Kriege, legen die Bedürfnisse der Alliierten dar, erläutern die im Kriege begangenen Fehler, die in Zukunft vermieden werden sollten, und sehen sich daneben auch ein bißchen Land und Leute an. Ihr Besuch hat solchen Eindruck gemacht, daß auch Cuba und Haiti bereits ihren Anteil an den amerikanischen Milliarden haben wollen, und daß fast jeder in England und Frankreich im öffentlichen Leben stehende Mann nun Amerika gute Ratsschlüsse erteilt, wie es den Krieg führen müsse. Das amerikanische Volk wird wie ein Kind am Gängelbände angesehen, das vorsichtig geleitet werden muß, damit es nicht etwa Unheil anrichte. Sonderlich aber wird von Amerika verlangt, daß wir uns selbst die größten Entbehrungen auferlegen, damit die Alliierten keinen Mangel leiden, wie überhaupt die Wohlfahrt der Vereinigten Staaten als eine Nebensache, die kaum ernsthafter Beachtung wert ist, in den Hintergrund geschoben wird. Einzig und allein kommt es darauf an, daß wir den Alliierten helfen; unsere eigenen Opfer an Blut und Gut spielen demgegenüber in den Augen dieser Ratgeber keine Rolle. Furchtlos erklärte da Major Thompson von Chicago, daß er sich weigere, die besuchenden Kriegskommissionen einzuladen, er sei gegen die Ausfuhr von Geld und Nahrungsmitteln, und die Beamten des Landes sollten sich zuvörderst ihres eigenen Volkes erbarmen. Die Regierung ordnete in dem Liede „Star Spangled Banner“ die Streichung des 3. Verses an, um England nicht wehe zu tun, allen jenen ausländischen „Empfehlungen“ gegenüber aber hat sie tiefes Schweigen beobachtet, es den Zeitungen überlassend, sie spaltenweise breitzutreten. Diese amtliche Zurückhaltung ist ein gutes Zeichen: das Volk wird durch sie zu der Hoffnung berechtigt, daß die Art der Beteiligung Amerikas an dem Weltkriege von Washington aus bestimmt wird, nicht von London aus. Geldmittel waren ja vorsehen, ehe die Kommissionen hier eintrafen; die Vorbereitungen zur Schaffung einer riesigen Armee sind getroffen; Vorräte liegen bereit, und Schiffe sollen gebaut werden. Warum sind denn die Besucher gekommen? Werden sie nicht vor allen Dingen die Ueberzeugung im amerikanischen Volke befestigen, wie schlecht es um die Sache der Alliierten steht und wie vernichtend der Weltkrieg aufräumt?

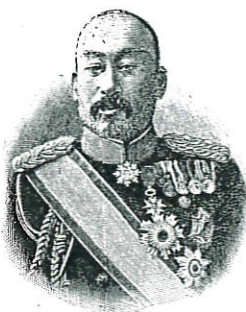
England gehen die Augen auf.

Zu Beginn des verschärften Tauchbootkrieges hoffte Deutschland, England in drei Monaten zur Einsicht zu bringen. Immer wieder wurde, man jedoch seit dem 1. Februar von englischer Seite belehrt, daß dieser Tauchbootkrieg nicht nur eine Rücksichtslosigkeit sondern verglichen sei, sondern daß auch seine Ergebnisse den Erwartungen durchaus nicht entsprechen; es sei ein Fehlschlag, eine Dummheit, welche überdies alle Sympathie der Neutralen abstoße. Hiermit stehen nun die jüngsten Nachrichten aus England in schreiendem Widerspruch. Der britische Nahrungsmittel-Direktor, Lord Devonport, wies das Parlament jetzt darauf hin, daß Englands Tonnage täglich verringert werde und daß die Tätigkeit der Tauchboote, statt abzulassen, stetig zunehme; wenn man sich nicht im Verbrauch von Brot jetzt genügend einschränke, würden dem Volke große Entbehrungen bevorstehen, bevor die nächste Ernte eingebracht werden könne, aber auch mit dieser neuen Ernte könne man nicht mit absoluter Sicherheit rechnen, denn die Möglichkeit einer Missernte in diesem Jahre dürfe nicht außer acht gelassen werden. Noch eindringlicher warnte Admiral Beresford, während der Handelsminister, Sir Albert Stanley, und Admiral Jellicoe erklärten, England habe noch kein Mittel entdeckt, um der Submarinegefahr zu begegnen, so daß jetzt die Tauchboote „ein ungeheuer wichtiger Faktor in der Entscheidung des Krieges werden“. Die Londoner „Post“ schrieb: „Die britische Seemacht existiert nicht mehr in dem Sinne, wie sie vor dem Kriege verstanden wurde,“ und der „Telegraph“ bekannte: „Kein Erfolg zu Lande kann unsere Verluste zur See aufwiegen. Die Sache der Alliierten ist gefährdet, solange die Verluste zur See den Bau neuer Schiffe übersteigen. Es ist nutzlos, sich auf Amerika zu stützen und sich darauf zu verlassen, daß die Vereinigten Staaten das Problem lösen werden. Amerika wird uns unterstützen, kann aber nicht genug tun, um uns vor den Folgen zu retten.“ In der dritten Aprilwoche versenkten die deutschen Tauchboote 55 britische Schiffe von mehr als 135,000 Tonnen. Rechnet man die gleichzeitig versenkten Schiffe der andern Alliierten und die versenkten gemieteten neutralen hinzu, so ergibt sich höchstwahrscheinlich die

doppelte Zahl von Tonnen, was wiederum im Monat über eine Million ausmacht. Während die Deutschen im Februar und März nur 6 Tauchboote einbüßten, erklärt Vizeadmiral v. Capelle (London hatte einmal gemeldet: 200!), versenkten sie über 1,600,000 Tonnen der feindlichen Handelschiffe. Das wird England nicht lange mehr aushalten können. Ob sich der Tauchbootkrieg mit dem Völkerrecht in Einklang bringen lasse, muß einer späteren Erörterung vorbehalten bleiben, einstweilen steht die Tatsache fest, daß von einem Mißerfolg der Submarinsperre keine Rede sein kann.

Japans Wahlen und ihre Bedeutung.

In ganz Japan fielen die Wahlen stark zu Ungunsten der Liberalen aus. Die autokratische Regierungsform siegte über die Forderung der Liberalen nach einer streng parlamentarischen Landesverwaltung. Das bedeutet, daß im Volke der Gedanke, der in letzter Zeit durch verschiedene Schriften, die ungeheuren Absatz fanden, so stark genährt wurde, nämlich Japan durch Militärgewalt zur unumstrittenen Vormacht in ganz Asien und zur stolzen Beherrscherin des Stillen Ozeans zu machen, die Oberhand errungen hat. Als der Förderer dieser Bestrebungen gilt der jetzige Ministerpräsident, Graf Terarauchi, hervorgegangen aus dem Militärkabel, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß Japan nur unter einer zentralisierten Regierung und durch ein rücksichtsloses Einsetzen seiner ganzen Kraft sich zur Weltmacht entwickeln kann — ein asiatisches Großbritannien. Als Terarauchi im vorigen Jahre an die oberste Stelle berufen wurde, hatte er eine so gewaltige Opposition gegen sich, daß der Entschluß des Mikado, gerade ihn zum Vertrauensmann zu wählen, allgemeines Erstaunen in Japan hervorrief, weil man nicht glaubte, Terarauchi werde dem Ansturm der Gegner, geführt von einem der volkstümlichsten Männer des Landes, dem Grafen Okuma, lange standhalten können. Das Ausland erblickte in Terarauchis Berufung ein bedrohliches Zeichen. Japans Wahl stärkt nun noch die Expansionsgelüste.



Japans Premier Terarauchi.

Die Niesenkämpfe bei Arras und an der Aisne.

Die furchtbarsten Schlachten des ganzen Krieges sind jetzt an der Westfront geschlagen, und während Franzosen und Engländer zuerst nicht genug Siegesberichte zu melden wußten, ergibt sich nachträglich, daß die Niesenkämpfe Ehrentage für die deutschen Waffen waren. Am 16. März hatten die Deutschen mit der Besetzung ihrer neuen Stellungen begonnen, die von einem Punkte bei Arras, wo ihre weiter westlich sich hinziehende Woban-Linie endet, bis herab nach St. Quentin und an die Aisne verlaufen. Stetig abwehrend hatten sie am 19. April ihren Rückzug vollendet. Diese neue Linie nannten sie bedeutsam, mit dem Tone auf beiden Silben, Siegfried-Linie. Als bald unternahmen die Engländer um Arras her an der Scarpe einen Durchbruchversuch gegen die Woban-Linie und die Franzosen weiter östlich an der Aisne und in der Champagne gegen die Siegfried-Linie (als Hindenburg-Linie war sie nur von den Alliierten bezeichnet worden). Dreimal wagten die Briten den kraftvollsten Vorstoß. Tagelang schleuderten ihre schwersten Batterien Massen von Geschossen jeder Art gegen die feindlichen Stellungen, der Artilleriekampf steigerte sich zum entsetzlichsten Trommelfeuer, dann brachen hinter dieser Feuerwolke ihre Angriffstruppen, mit ihren Panzertanks an der Spitze, auf einer Front von 20 Meilen zum Sturm vor, aber vernichtendes Feuer empfing sie, die deutsche Infanterie ging todesmutig in schauerlichem Nahkampf zum Handgemein über und warf die Angreifer, die enorme Verluste erlitten, jedesmal siegreich zurück. Am heftigsten wurde um die Vororte von Lens, um Abion, Oppy, Gabelle, Roeux und Guemappe gestritten. Nicht minder heftig und grausig verliefen die zwei großen, tagelangen Durchbruchversuche der Franzosen an dem Flusse Aisne und in der Champagne, wo sie über 30 Divisionen ins Feld führten, und ungeheuer waren ihre Verluste. Major Morant nennt beide Offensiven ein Fiasko. Lord Curzon berriet in einer Rede, daß die Briten allein in der ersten ihrer Offensiven 4,000,000 Granaten auf die deutschen Stellungen feuerten. Regimente aus fast allen deutschen Gauen zwischen dem Meere und den Alpen teilten sich in diese Siege.

Deutsche Zerstörer beschossen Calais, machten auch auf Dover einen Angriff, wobei sie zwei Schiffe einbüßten und mehrere britische versenkten, und bombardierten Ramsgate; immer nachhaltiger räumen die Tauchboote mit der Handelschiffahrt auf, und ein Tauchboot beschloß sogar den Ausfuhrenhafen Algiers in Afrika. Aber feindliche Flieger griffen Freiburg an, töteten 11 Personen und schädigten besonders die Universität. In Rußland dauern Bauernaufstände an, kurzlebige Streiks kamen in Deutschland vor, und viel war von einem deutschen Vorstoß zu Lande und zu Wasser gegen St. Petersburg die Rede, wie auch von bevorstehendem Separatfrieden. Die Türkei brach ihre Beziehungen mit den Vereinigten Staaten ab, Guatemala mit Deutschland, und in Porto Alegre, Brasilien, kamen ernste Unruhen und Ausschreitungen gegen die deutsche Kolonie vor.

Was \$7,000,000,000 bedeuten.

Wenn man sie in einzelnen Dollarscheinen um den Äquator legt, hat einer ausgerechnet, so gehen sie 34mal herum. Vielleicht versteht man aber die Bedeutung der ersten Kriegsbewilligung noch besser, wenn man erwägt, daß die gesamten Bankgelder der Vereinigten Staaten auf \$16,000,000,000 angegeben werden. Wenn man bedenkt, daß Englands Kriegsausgaben heute auf \$85,000,000 den Tag gestiegen sind, daß die erste Kriegsbewilligung unseres Kongresses nur vorbereitende Ausgaben decken soll, daß die Alliierten fortan monatlich \$500,000,000 zum Ankauf von Lebensmitteln und Munition hier im Lande erhalten werden, kann sich da das amerikanische Volk der Besorgnisse enthalten? Werden unsere Lebensmittelpreise nicht auf die Höhe gehen und schrecklich verteuert werden? Falls die Vorherhersagung einer Kriegsdauer von drei bis vier Jahren sich bewahrheitet, werden wir dann für Heer und Flotte nicht das gleiche zu verausgaben haben wie England? Die Nationalschuld der Vereinigten Staaten betrug bisher ungefähr \$1,130,000,000, etwa \$11 auf den Kopf der Bevölkerung. Durch die neue Kriegsbewilligung wird dieser Durchschnittsbetrag auf \$70 für jeden Mann, jede Frau und jedes Kind in den Vereinigten Staaten erhöht. Daß infolgedessen die Steuern beträchtlich zunehmen müssen, liegt auf der Hand. Gleichwohl werden im Volke nur wenig Stimmen gegen jenen Teil der Bondausgabe laut werden, der einer Stärkung unserer nationalen Wehrkraft gewidmet ist. Anders verhält es sich mit dem den Alliierten gewährten Vorschuß, bei dem es sich hauptsächlich um die Sicherstellung der amerikanischen Finanzleute, Munitionsfabrikanten, Lieferanten u. s. w. handelt, die bereits hinlänglich Zahlungsverpflichtungen der Alliierten besitzen, auf die aber kein allzu großer Verlaß ist. Werden den \$7,000,000,000 weitere Milliarden folgen?

Flaggenehrung und Flaggenmißbrauch.

In vielen Fenstern der Bürgerwohnungen prangt zur Zeit die Landesfahne, und auf vielen Geschäftsgebäuden flattert sie stolz und weithin sichtbar im Winde. Als sichtbares Zeichen des Patriotismus und der Entschlossenheit des amerikanischen Volkes im jetzigen Kriegszustande kann eine solche Schaustellung des nationalen Emblems sicher nicht getadelt werden. Zumal erscheint es wünschenswert, daß unser Rot-Weiß-Blau zu Schutz und Trutz über allen Amtsgebäuden wehe. Aber gerade die gegenwärtige Zeit berechtigt auch mehr als sonst zu der Forderung, daß jeder Verwendung der Landesflagge für vulgäre und ordinäre Zwecke Einhalt geboten werde. Wenn sie als Taschentuch angeboten wird, wenn geräucherte Schinken darin eingewickelt werden, wenn sie als Schönheitspflasterchen auf die Wange geklebt wird, wenn sie auf den Seidenstrümpfen geiler Damen paradiert, wenn sie Zigarren, noch dazu sehr schlechten, als Leibriinde dienen muß, wenn sie von mindergradigen Bühnensängern und Akrobaten in Nickel Shows behufs Hervorrufung spottbilligen Applauses verwendet wird, oder wenn sie von jedem Kletterjäger mit seinem Konterfei bedrückt zu Taufenden umhergeworfen werden darf, so kann alles das sicherlich nicht den Respekt vor der Flagge mehren, sondern bedeutet ihre Entweihung. Wenn die Flagge, wie treffend gesagt worden ist, für die Vaterlandsliebe das bedeutet, was das Kreuz für die Religion ist, dann sollte dafür gesorgt werden, daß ihre Würde nicht durch vulgäre Zwecke angetastet wird. Nur dann werden wir zu unserer schönen Landesfahne als dem geheiligten Symbol des Volkes emporklicken können. Die Ehrfurcht, die wir den nationalen Farben bezeugen, gilt ja nicht dem dreifarbenen Tuche als solchem, sondern dem, was es symbolisiert. Und das ist dies: sie ist ein Wahrzeichen der Freiheit, Ehre und Gerechtigkeit für alle, die unter ihr leben, und hat daher volkstes Anrecht auf Achtung und Werthschätzung seitens des gesamten Volkes. W.

Wie es in Rußland aussieht.



Herr und Frau Romanoff.

In klarem Bild von den russischen Zuständen zu gewinnen, wie es dort politisch und wirtschaftlich aussieht, ob ein Separatfrieden mit Deutschland geschlossen werden wird, oder ob weitere Umwälzungen erfolgen, ist gegenwärtig, da der Mantel der Zensur keinen Einblick gestattet und alle Nachrichten in seinen weiten Falten verschwinden läßt, unmöglich gemacht. Je mehr man aber

die dem Lande anbauend drohen, müssen in vorderster Reihe in Betracht gezogen werden bei jeder Beurteilung der Zustände und Verhältnisse des Riesenreiches.

Bulgarische Staatsmänner haben seit Jahren für die besten Kenner Rußlands und russischer Zustände gegolten. Herr Rizow, der bulgarische Gesandte in Berlin, zeichnete kürzlich in scharfen Umrissen ein genaues Bild der gegenwärtig in dem vermorschenen Reiche herrschenden Verhältnisse. „Das gegenwärtige Rußland“, sagt er, „gliedert sich in drei Parteilgruppen. Die erste ist das Rußland des Zaren“, d. h. die Großfürstenpartei und die russische Bauernschaft, die am Zarentum als an einer göttlichen Einrichtung festhält. Die Bauern wollen Frieden, und die Großfürstenpartei hat „weit mehr Interesse daran, die Herrschaft des Zarenhauses aufrecht zu erhalten als Krieg zu führen. Die zweite Gruppe ist das liberale Rußland, vertreten durch den „Fortschritts-Block“, welcher eine Mehrheit in der Duma bildet und für Krieg bis zum Siege eintritt, nicht weil er an den Sieg glaubt oder der Ansicht ist, daß die Fortsetzung des Krieges notwendig ist, sondern weil er hofft, mit französischer und englischer Hilfe eine konstitutionelle und parlamentarische Regierung zu behaupten. Die dritte Gruppe ist das Rußland der arbeitenden Klassen, die Arbeiter, Soldaten, Sozialisten und andere, die in der Duma durch die Parteien der äußersten Linken vertreten sind, die Frieden, Freiheit und Land zu Bebauungszwecken wünschen. Ihre Ideen werden von Maxim Gorki verbreitet, der den Frieden forbert, weil er nicht an den Sieg glaubt. Ein Kompromiß dieser drei russischen Gruppen ist unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich. Nur ein Wunder könnte diese unvereinbaren Widersprüche ausgleichen.“

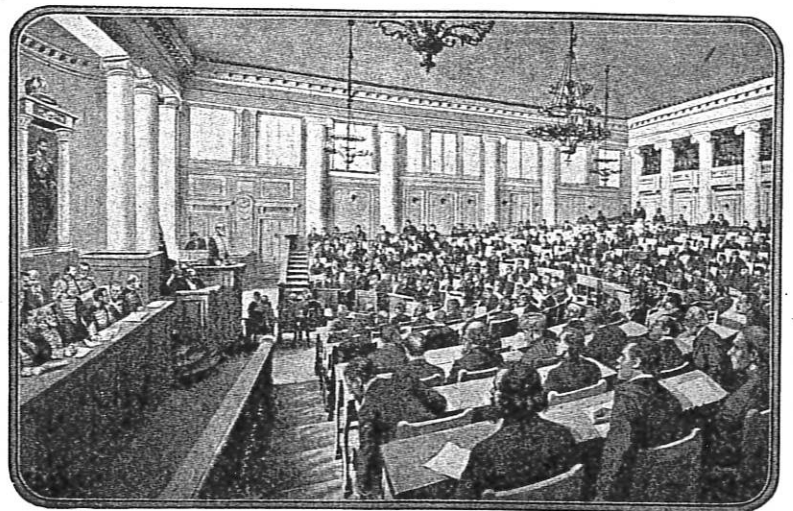
Rußland ist nie reich an großen Männern gewesen; mit wenig Ausnahmen sind die größten seiner Geschichte seit Peters des Großen Zeiten Männer von fremdem Blute, sogar von fremder Geburt gewesen. Aber jetzt liegt die Sache so, daß eine ganze Gruppe wirklicher Genies ersten Ranges erforderlich wäre, um das Land aus seinen Wirrnissen, seiner Notlage und seinen eingefleischten falschen Wirtschaftsmethoden zu retten.

Zu den einander befehdenden Parteilgruppen kommen also die verderblichen inneren Zustände. Da ist zunächst die *Dorfkommune*, das sogenannte *Mir*, eine eigenartige Einrichtung

der ganzen trüben Flut von Auffäßen und Kommentaren über Rußland, die jetzt in der Presse der Vereinigten Staaten erscheinen, anmerkt, wie wenige Leute es hier gibt, die auch nur annähernd mit russischen Zuständen und Verhältnissen vertraut sind, desto dankbarer wird der Leser einige feste Anhaltspunkte begrüßen, die ihm das richtige Gesamtbild und ein richtiges Urteil immerhin ermöglichen.

In Rußland, dem Lande der Ueberraschungen und unbegrenzten Möglichkeiten, der willkürlichen Verwaltung der verschiedenen Departements, die sich entweder gar nicht umeinander kümmern oder gar gegenseitig befehden, dem Lande der unübersehbaren Größe und dem aus so verschiedenartig zusammengefügten Elementen bestehenden und so seltsam gegliederten Reiche, ist — was war die Welt betroffen! — über Nacht ein Regierungswechsel eingetreten. Der „Friedenszar“, der sowohl den russisch-japanischen als auch den jetzigen großen Krieg entfesselt hat, wurde abgesetzt. An seine Stelle ist ein Exekutivkomitee der Duma getreten, an dessen Spitze Prinz Lwow, die Herren Rodzianko, Milukoff, Kerenski und Konsorten stehen. Diese stellen der Bevölkerung des Riesenreiches mit seinen 50 verschiedenen Nationalitäten, die meist gesondert wohnen, alle Herrlichkeiten einer Volksregierung, eines Freistaates, in Aussicht und machen ihnen weitgehende Hoffnungen und Zuständnisse.

Einerlei nun, ob ein sogenannter Freistaat, eine Republik, heute in Rußland besteht und auch bestehen bleibt, einerlei, ob Rußland den Krieg weiterführt und wie, und auch einerlei, ob an seine Spitze Männer treten, die den festen Willen zum Guten, zur Rettung ihres Vaterlandes haben, — die inneren Schwierigkeiten,



Die russische Duma in Sitzung.

tung, auf der das ganze russische bäuerliche Leben beruht. Diese Einrichtung



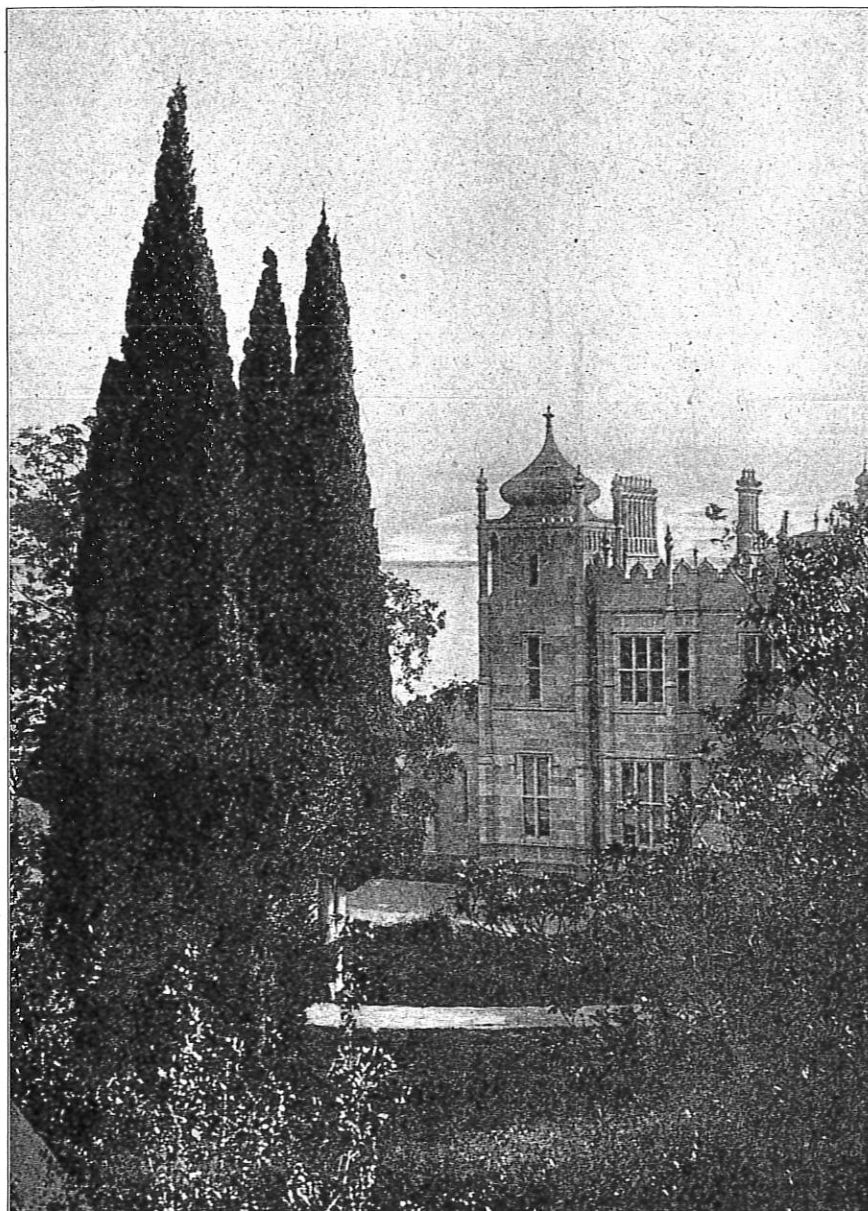
Der Palast Gatchina, nahe St. Petersburg.

bringt es zuwege, daß das zu einem Dorfe gehörige Acker-, Weide- und Waldland von der Gemeinde auf kommunistischer Grundlage bestellt wird. Dadurch werden die fleißigeren und intelligenteren, die ehrgeizigen unter den Bauern zu gunsten der trägen benachteiligt. Niemand empfindet den Trieb, sich besonders anzustrengen, weil ihm das Mehr nicht zu gute käme, sondern nur der Gemeinde. Dabei spielt der „Kulak“, der dörfliche Wucherer, auch noch eine verhängnisvolle Rolle, denn er stößt die Untüchtigen, die Faulen und Schwachen nur immer mehr ins Verderben, wobei er gegen Bestechung des „Uriadnik“ (dörflichen Gendarmen) und des „Starosta“ (des Dorfschulzen) in der Regel diese beiden und sonstige Behörden noch auf seiner Seite weiß. Das Mir ist allerdings gerade in den letzten Jahren vor dem Kriege in einer Anzahl der Gemeinden schon aufgehoben oder abgeschwächt worden, aber es besteht noch heute in dem größeren Teile des Reiches, in den 46 altrussischen Gouvernements aus den 71 des ganzen europäischen Rußlands. Die Aufhebung dieser Dorfkommunen ist eine Hauptaufgabe der neuen Regierung, und zwar eine sehr schwere.

Dagegen sollten die Provinz- und Distriktskammern (gleichsam Staatslegislaturen), die auf russisch Zemstva heißen und die den Kern einer Selbstverwaltung bilden können, größere Befugnisse erhalten, auch vor allem viel größere Geldmittel, so daß sie das Schulwesen, die Spitäler, überhaupt die örtlichen Anstalten für das Gemeinwohl fördern könnten, wodurch das kümmerliche und ganz verkrüppelte Provinzleben in die Höhe gebracht werden könnte. Jeder Zar hat es aber seit 1864 (in welchem Jahre die Reformfreudigkeit Alexanders II. aufhörte) sich zur Aufgabe gemacht, die Zemstva zu maßregeln,

zu bedrücken. Denn innerhalb dieser Körperschaften gab es stets eine Zahl tüchtiger, wohlmeinender, fortschrittlicher Männer, die aber auch etwas freihetlich angehaucht waren und sich herausnahmen, hin und wieder dem Zaren zu widerstreben, ihm Lehren zu erteilen, mit der tyrannischen Zentralregierung in St. Petersburg in Meinungsstreit zu geraten. Und das durfte natürlich nicht geduldet werden; so wurden denn die Zemstva gemäßregelt, zeitweilig ganz geschlossen und die Wortführer auf ihre Güter oder sogar nach Sibirien verbannt.

Dann aber die Finanzen des Reiches! Die sind auf einem noch nie seit Ausbruch des Krimkrieges (1855) erreichten Tiefstande angelangt. Es ist nicht zu viel gesagt, daß Rußland heute schon mitten im völligen Staatsbankrott steht und nur künstlich von seinen Verbündeten, namentlich England, noch halbwegs aufrecht erhalten wird bis Ende des Krieges. Der Zusammenbruch muß aber kommen. Lange läßt er sich nicht mehr verhindern, selbst wenn (was ja völlig ausgeschlossen ist) sich England mit seiner ganzen Geldmacht mit Rußland iden-



Das Landhaus der Romanoffs in der Krim.



Denkmal Peters des Großen in St. Petersburg.

tifizieren sollte. Denn es handelt sich da um Ziffern und Tatsachen, die selbst Englands, die sogar den zur Stunde schier unerschöpflich scheinenden Geldbeutel der Vereinigten Staaten leeren und doch noch ein riesig gähndes Loch lassen würden. Schon im Jahre 1902 betrug die Staatsschuld Rußlands 7,500,000,000 Rubel. Es kam dann der russisch-japanische Krieg mit einer neuen Last von etlichen Millionen. Es kam die lange

sind diese Bahnen mit geliehenen Staatsgeldern gebaut. Von 1892—1902 allein wurden 2,252,000,000 Rubel für den Bau neuer Bahnen verausgabt. Seither sind noch etwa für 3,000,000,000 Rubel für neue Bahnen und den Ausbau vorhandener hinzugekommen, meistens „strategische Bahnen“, die sich überhaupt nie verzinsen werden. Rußlands fähigster Staatsmann der Neuzeit, Witte, verzweifelte an diesem Zustand der Dinge.

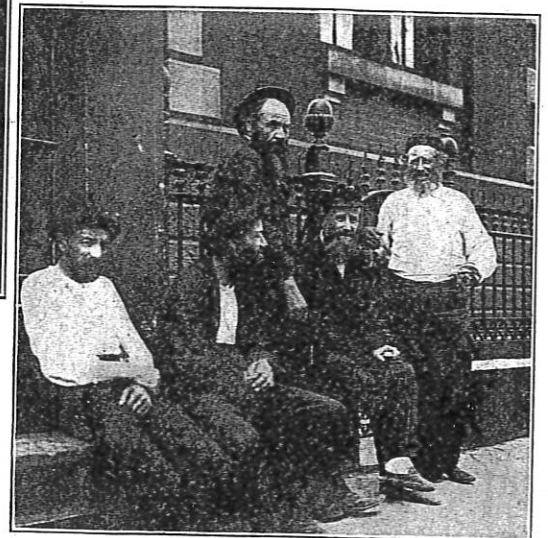
Und wie steht es mit dem Steuerwesen?

Das russische Volk ist kapitalarm, das weiß alle Welt; es besitzt im großen Ganzen aber auch wenig Talent für Industrie, Technik, Schifffahrt und Handel (ausgenommen seine deutschrussische und



Die große russische Volksbibliothek in St. Petersburg.

Rüstungszeit Rußlands, während deren es von Frankreich allein (immer mit beiden Augen auf den seither ausgebrochenen und so viele Jahre vorbereiteten Krieg gerichtet) gegen 6,000,000,000 Rubel hinzu entlie. Es kam der jetzige Krieg mit seinen noch nie in der Weltgeschichte verzeichneten Unsummen. Man weiß, daß Rußland längst am Ende seiner finanziellen Leistungskraft angelangt ist, daß es nur noch durch Zwangskurs, durch allerhand Bank- und Finanzkunststücke britischer und französischer



Russische Arbeiter.

Ratgeber lediglich den schwachen Schein der Zahlungsfähigkeit aufrecht erhalten kann.

Aber, fragt man, besitzt das weite Reich nicht noch schier unerschöpfliche Hilfsquellen, Bodenschätze? Mit dieser Aussicht haben die Finanzminister Rußlands seit vielen Jahren operiert und immer wieder Gimpel gefangen, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Holland, Belgien, Deutschland, England und Amerika. Wohl ist es richtig, daß Rußlands weite Erde unermessliche Bodenreichtümer birgt, die auch wohl, in weiter Zukunft, noch einmal gehoben werden dürften; aber vorläufig geht das nicht. Denn die Beförderungsmittel fehlen: Landstraßen, Kanäle, Flußschifffahrt, vor allem Eisenbahnen.

Von den Eisenbahnen nur ein Wort, das jedem amerikanischen Leser wie ein Schlaglicht die Sachlage erhellen wird. Nach den letzten amtlichen Berichten hat das ganze russische Reich bei einer dreimal so großen Ausdehnung wie die Vereinigten Staaten nebst Kolonien und Alaska nur 72,000 Werst Eisenbahnen, alles in allem, mit allen Hilfs- und Nebenzweigen eingerechnet. Das sind nur 40,000 Meilen, gegen 265,000 Meilen hier. Das ist aber noch nicht das Schlimmste, sondern dies: sie rentieren sich nicht! Jahr für Jahr, seit 1898, ergeben sie ein beträchtliches Defizit im Staatshaushalt. Zu fünf Sechsteln aber



Alexander II. begrüßt die Bürger Moskaus nach seiner Krönung.

jüdische Bevölkerung). Neue Erwerbsquellen zu erschließen fällt ihm sehr schwer. Der größte Teil der Bevölkerung sind Bauern, und dennoch ist Rußland heute nur zu ungefähr einem Zwanzigstel seiner gesamten Bodenoberfläche bebaut! Dazu ist der Boden, besonders der ehemals so fette Boden Südrußlands, auf dem seit 60 Jahren Weizen, Weizen, nichts als Weizen angebaut wurde, Weizen für den Export, um den Staatsfädel zu füllen, fast ganz abgewirtschaftet. Die 60,000,000 Bauern des Reiches besitzen zudem nur $2\frac{1}{2}$ bis 5 Acker im Durchschnitt. Ihr Los ist ein überaus trauriges, und man kann ihnen das Mitgefühl nicht versagen. „In dem Schwarzerdegürtel des Inneren und des Südwestens“, schreibt ein guter Kenner des Landes, Wolf v. Schierbrand, „bis Odeffa hin, wo man zur Zeit vor der Ernte, wenn man mit der Bahn diese Zone durch- eilte, rechts und links des Geleises ein unübersehbares Gewoge nicker Weizenhalme sah, bis das Auge am fernen flachen Horizont nur noch ein gelbliches Geflimmer bemerkte, in diesem von der Natur überaus bevorzugten Ackerbauparadies verdient die durchschnittliche Bauernfamilie — wieviel, denkt wohl der Leser? Nun, eher unter als über 100 Rubel das Jahr;

100 Rubel, das sind heute nur \$20; vor dem Kriege waren es \$52. Und davon soll dann eine ganze Familie von durchschnittlich sieben Personen das ganze Jahr leben. Ist das nicht furcht- bar? Nun, die Regierung will doch ihre Steuern, sie treibt sie mit unnachlässiglicher Strenge ein. Um diese zu verdienen, müs- sen Vater und Mutter, oft auch ältere Kinder nach der Stadt, wo sie sich in die Fabriken verdingen; oder sie gehen zur Ernte in andere Gegenden. Und nach der Rückkehr, wenn's gut ging, konnten sie die Schulden zahlen und ihr kümmerliches Auskom- men finden bis zum nächsten Jahre.“ Die Hauptsteuerquelle aber, das Schnapsmonopol, das nahezu 40 Prozent der ganzen Steuern abwarf, hat der Zar vor einiger Zeit selbst noch ver- stopft. Rußland sollte nicht mehr eine Stätte der Trunksucht sein. Sehr wohl; aber der Staat steht doch der Frage gegen- über: Wer soll nun den Steuerausfall bedenken?

Das alles sind in der Tat Schwierigkeiten genug, die dem zerrütteten Reiche die Zukunft trüben müssen, gleichviel wer die Regierung ist, ob eine kaiserliche oder republikanische, eine pro- visorische oder dauernde. Der große Krieg hat Rußland eine Bescherung gebracht, die es nie vergessen wird. w.

Das vergilbte Sträuschen.

Es sitzt ein altes Mütterlein,
Sie hält ein Buch in Händen;
Manch fromm' Gebet, es steht da drein,
Sie tät's zum Himmel senden.

Und wieder wendet sie das Blatt
Mit ihrem starren Finger —
Ich weiß nicht, was die Alte hat,
Sie scheint auf einmal jünger.



Sie schaut so selig vor sich her
Wie einst vor langen Zeiten,
Und eine Träne, voll und schwer,
Seh' ich jetzt abwärts gleiten.

Im Büchlein lag ein Sträuslein klein,
Die Farb' ist längst geschwunden,
Das hat das alte Mütterlein
Gemaht an schöne Stunden.



Grube Morgenrot.

Eine Erzählung aus dem Leben. Von Marie Blumner.

Fortsetzung.



IV.

Es war wenige Monate später, an einem Sonntagnachmittag, als Reinhold Frank seiner Gewohnheit gemäß einen Rundgang über die Grube machte. Auf diesen Gängen hatte er öfter Gelegenheit, einen Einblick zu gewinnen in die äußeren Verhältnisse und Lebenslagen, sowie in die Gemütszustände der Bewohner, er konnte ihnen näher treten, als es inmitten der Berufsarbeit möglich gewesen wäre.

Wo sich die Straße dicht am Bergwerke vorbeizog, wandte er sich einer Gruppe von niedrigen Häusern zu, in deren erstes er eintrat. In der engen, mit schlechter, schwüler Luft erfüllten Stube saß ein Mann in vornübergebeugter Stellung auf dem Lebersofa. Still schien er vor sich hin zu brüten.

„Wieder ganz allein zu Hause, Beckmann?“ grüßte ihn der Obersteiger freundlich. „Sie sollten ein wenig hinausgehen. Nicht? Nun, dann will ich wenigstens ein Fenster öffnen. So — sehen Sie, wie schön die Luft hereinkommt!“

Das gelbliche Gesicht des Mannes blieb mürrisch und gleichgültig, als er erwiderte: „Was soll ich machen? Die Woche über schleppt man sich noch hin im Berge, da ist Sonntags die Luft zu allem vorbei. Man treibt es eben, bis es nicht mehr geht, und dann ist es aus.“

„Nein, Beckmann, das soll nicht so weitergehen,“ sagte Frank in bestimmtem Tone. „Sie werden jetzt ein paar Wochen von der Arbeit zu Hause bleiben, bis Ihre Gesundheit sich wieder gekräftigt hat. Durch Ihre Erhaltung sorgen Sie besser für Ihre Familie als auf die andere Weise. Ich weiß wohl, daß eine solche Zeit nicht leicht ist, aber sie hat auch ihr Gutes. Sehen Sie, Ihr Lebtage haben Sie geschafft und gesorgt um Ihr tägliches Brot — nun, wo Sie die Arbeit unfreiwillig niederlegen müssen, haben Sie Zeit, auch einmal daran zu denken, daß noch etwas anderes nötig ist.“

Der Bergmann sah ihn düster an. „Ich weiß schon, was Sie sagen wollen — damit ist es nichts! Das habe ich einmal probiert“ — er machte eine abwehrende Bewegung —, „damit sind wir fertig!“

Als Frank merkte, daß er noch etwas sagen wollte, forderte er ihn auf, weiter zu sprechen.

Beckmann holte tief Atem und fuhr heiser fort: „Damals, als unser ältestes Mädchen im Sterben lag und alles nichts mehr helfen wollte, da habe ich's versucht, und geschrien habe ich: Wenn es einen Gott im Himmel gäbe, dann müßte er es jetzt hören; wenn er helfen könnte, dann sollte er es tun. Dann wollte ich es auch glauben, habe ich zu meiner Frau gesagt, und in die Kirche wollten wir auch wieder gehen. Und — es hat nichts geholfen — das Kind ist doch gestorben!“

Seine Stimme bebte vor Erregung, und ein Hustenanfall trat ein, währenddessen der andere ihn ruhig unterstützte und wartete, bis er sich wieder erholt hatte.

„Was meinen Sie, Beckmann,“ sagte der Obersteiger dann in freundlichem, aber ernstem Tone, „wenn ein Sohn, der seinem Vater nie gehorcht hat, der sich von ihm losgesagt hat und davongelaufen ist — wenn dieser Sohn eines Tages bei ihm eintritt und eine Summe Geldes von ihm fordert mit der Drohung, ihn bei Weigerung des Verlangten nicht als Vater anerkennen zu wollen? Glauben Sie, daß der Vater da nichts Eiligeres zu tun hat, als mit Freuden diese Forderung sofort zu erfüllen?“

Es dauerte eine Weile, ehe der Zuhörer das Gleichnis ergaßt hatte, aber dann schien es ihm einzuleuchten.

„Glauben Sie nicht auch,“ fuhr Frank fort, „daß der Sohn, wenn sein Zweck erfüllt worden wäre, sich ebenso schnell wieder davongemacht hätte? Das hätten Sie auch getan, Beckmann, das Versprochene wäre nachher bald vergessen gewesen. Nein, der Herr will Sie auf andere Weise zu sich ziehen; diese Krankheit hat er Ihnen dazu gegeben. Denken Sie mal daran, was jener Vater wohl von dem Sohne hätte erwarten können! Das erwartet Gott von Ihnen! Und dann dürfen Sie gewiß sein: Wer zu ihm kommt, den will er nicht hinausstoßen.“

Der Bergmann schien wieder in die alte Teilnahmslosigkeit zurückgesunken zu sein; kein Wort und keine Miene verriet bei ihm irgendwelche innere Bewegung; nur als der Besucher ihm beim Abschiede mit einem freundlich ermutigenden Wort die Hand auf die Schulter legte, drängte es sich über seine Lippen: „Kommen Sie auch halb mal wieder, Herr Obersteiger.“

Bei einem der nächsten Häuser blieb Reinhold Frank eine Weile stehen; da es aber drinnen still war, ging er vorüber. Hier wohnte eine Frau, die von ihrem dem Trunke ergebenen Manne in der rohesten Weise mißhandelt wurde. Sie mußte den Lebensunterhalt für sich und ihre sechs Kinder, unter denen zwei blödsinnige waren, durch schwere Arbeit zum größten Teile allein beschaffen, um diese vor Hunger zu bewahren. Für sich selbst hatte sie manchen Tag kaum ein Stück trockenes Brot; aber sie ertrug alles, ohne sich in Schmähungen und Klagen über den Mann zu ergeben, so gerechtfertigt dies auch gewesen wäre. Ragte sie nicht wie eine Heldin über Unzählige ihres Geschlechtes hinaus, die, ohne Pflichtgefühl und Selbstlosigkeit, immer dem anderen Teile die Schuld gebend, um Eigenliebe und Genusses willen das eheliche Band leichtfertig lösen? Dieses stille, geduldige Ausharren — sollte es wirklich nichts anderes sein als Abgestumpftheit, wie Herwig es bezeichnete? Und wenn es so wäre, wenn es durch verzehrenden Gram und schlaflose Nächte so weit gekommen wäre — sollte es nicht der Mühe wert sein, in dies müde, gequälte Dasein einen Strahl göttlichen Lichts zu tragen?

Durch energisches Eingreifen hatte es der Obersteiger dahin gebracht, daß die Frau den Lohn in die Hände bekam; und wenn auch seine Vorhaltungen den Trunkenbold nicht von seinem Laster abbringen konnten, so verhinderte doch der Druck, der auf ihn dadurch ausgeübt wurde, daß er sich beobachtet wußte, immerhin manchen schlimmen Ausbruch; und die stummen Dankestränen der Frau waren für Frank Beweis genug gewesen, daß ihre Seele nicht so abgestumpft war, um nicht noch für ein ermutigendes und tröstendes Wort aus dem Munde dessen, der die Mühseligen und Beladenen erquicken will, empfänglich zu sein.

Nur wenige Schritte war er weiter gegangen, als ihm der Bergdirektor begegnete, fast an derselben Stelle vor dem Einfahrtsgebäude, wo sie gleich im Anfang das Gespräch miteinander gehabt.

„Nun, halten Sie noch immer den Kopf oben?“ fragte Herwig in seinem alten spöttischen Tone, in den er immer versiel, wenn von den Zuständen unter der Arbeiterschaft die Rede war, „halten Sie noch immer den Kopf oben, oder haben Sie sich bereits zu meiner Erfahrung bekehrt? Ich kann Ihnen heute wieder einen Beitrag für meine Ansicht liefern. Ein

Bergmannsjunge von hier, Thomas Krain, kaum siebzehn Jahre alt, der in Treiblich als Kleinknecht dient, hat einen Genossen mit dem Messer fast zu Tode gestochen! Was sagen Sie dazu?"

"Wie ich gehört habe, soll er von dem anderen im Wirtshause gereizt und verhöhnt worden sein mit seiner im Zuchthause gestorbenen Mutter und anderem Makel, der ohne seine Schuld an seiner Kindheit haftet," entgegnete der Obersteiger ernst.

"Ja, darüber soll es hergekommen sein," fuhr der Direktor ungeduldig fort. "Mit der Mutter kann er auch keine Ehre einlegen. Verkommenes Volk, seine Eltern. Den Vater hat er, glaube ich, nie gekannt. Da hat die Gemeinde für den Jungen sorgen müssen. Die Sorge war ihr eine Last, was sie ihn bei jeder Gelegenheit natürlich gern fühlen ließ."

"Das finde ich am traurigsten, daß so etwas natürlich sein kann!" In Franks Augen blitzte es auf, und seine Stimme klang erregt. "Was soll denn aus einem solchen Kinde werden, daß, von fremden Leuten umhergestoßen, jegliches Fünkchen Liebe entbehren muß; was soll aus ihm werden, wenn es für sein Unglück noch in herzloser Weise verantwortlich gemacht wird? Nein, ich glaube, daß man gerade in diesem Falle nicht so streng richten soll und in dem Mangel an christlichem Beispiel und Erziehung einen Milderungsgrund sehen darf."

"Erlauben Sie," warf Herwig geringschätzig ein, "wir leben doch nicht mitten in der Heidentwelt! An Gelegenheit, christliche Lehre und christlichen Glauben kennen zu lernen, fehlt es in unserer Zeit wahrlich nicht. Kirche und Schule sorgen öffentlich dafür, und eine Bibel ist heutzutage schon zu einem billigen Preise zu haben. Aber wer nicht will, dem ist nicht zu helfen. Ich glaube fast, Sie wollen die Entfremdung von Gottes Wort, die alles Unheil mit sich bringt, noch entschuldigen!"

Der Obersteiger wußte in diesem Augenblicke, daß er menschlich klüger handelte, wenn er seinem Vorgesetzten jetzt recht gäbe und die Meinung zurückhielte, die ihm am Herzen lag. Aber dann wäre er sich selbst gegenüber unaufrichtig und unwahr gewesen. Deshalb nahm er ruhig und offen das Wort:

"Herr Direktor, es liegt mir fern, die Schuld dieser Leute

zu leugnen, aber gerecht beurteilen kann sie nur Gott. Wie viel schwerer ist es einem Menschen gemacht, zum Glauben zu kommen, oder ihm treu zu bleiben, der umgeben von Verächtern und Verführern seinen Weg gehen muß; wie viel schwerer als dem, der von Haus aus christliche Lust geatmet hat und in Verhältnissen gelebt ist, die ihn nicht hindern, frei davon Zeugnis abzulegen. Ich glaube und hoffe bestimmt, daß Gott die Sünden des einen mit anderem Maße messen wird als die Vergehungen des anderen, ebenso wie die Früchte des Guten bei beiden verschiedenen Wert haben werden. Wem wenig gegeben ist, von dem wird man wenig fordern; und wem viel gegeben ist, von dem wird man auch viel fordern."

Herwig lachte gezwungen.

"Sie würden einen gesuchten Verteidiger für Verbrecher abgeben! Aber jedenfalls bin ich zu alt und zu erfahren, um mich noch für Ihre Ideen begeistern zu können."

Er rückte an seinem Hute und verabschiedete Frank in kühlerer Weise, als dieser es bisher von ihm gewohnt gewesen.

In dem bestimmten Bewußtsein, das Mißfallen seines Vorgesetzten erregt zu haben, blieb der Obersteiger zurück. Und doch konnte er die Worte nicht bereuen, die ihm eben so warm aus dem Herzen gedrungen waren. Was ihm zu heiliger, lebendiger Gewißheit geworden war, das wollte und konnte er nicht um feiger Menschengeselligkeit willen verleugnen.

An demselben Sonntagnachmittage ging Berta zur Obersteigerwohnung hinunter und traf Frau Frank auf dem bekannten Plage vor der Tür, der sich jetzt unter den Händen der Geschwister in ein freundliches Gärtchen verwandelt hatte. Buschwerk und wilder Wein waren an der einfach gezimmerten Laube angepflanzt, und ein paar Beete mit blühenden Herbstblumen gaben Zeugnis von dem Schönheitssinne und der Sorgfalt ihrer Pflegerin.

Berta hatte das alles mit Interesse entstehen und wachsen sehen, war aber immer von neuem überrascht, wie schön es geworden war.

"Nein, was haben Sie nur aus diesem Fleckchen Erde gemacht!" rief sie mit aufrichtiger Bewunderung. "Ich hätte doch nie gedacht, daß hier so viel geblühen könnte!"

Schwere Pflicht.

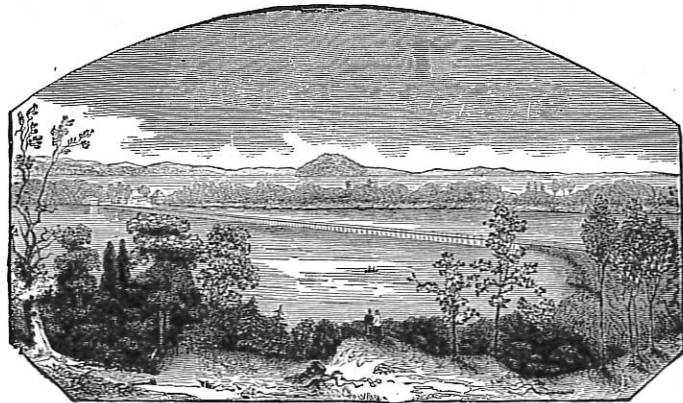
Von Ernst Jacobi.

Ich denke euer, die ich einst verließ,
Greif' an die Stirn mir, will's und kann's nicht fassen,
Daß mich die Pflicht jetzt gegen euch hinweg,
Daß ich das Land der Väter jetzt soll hassen!
Was niemand je für möglich hielt, geschah:
Columbia bekämpft Germania.

Schwer pocht das Herz, es nimmt mir fast den Mut,
Seh' in Gedanken ich Europas Scharen
Sich morden ab in einem Meer voll Blut,
Wo friedlich Dörfer einst und Felder waren;
Und nun hat sich als Deutschlands jüngster Feind
Amerika den andern zugeeint.

Doch muß es sein — wir wanken nicht,
Columbia, wir halten dir die Treue:
Ein deutscher Mann tat stets noch seine Pflicht.
Dricht auch das Herz — wir zeigen's dir aufs neue.
Doch das kann niemand je uns hier verneinen,
Daß wir um die, die wir so lieben, weinen.

Der Zwiespalt zwischen Herz und Pflichtgefühl,
Der schwerste Kampf ist's, doch die Pflicht muß siegen,
Wie oftmals in dem blut'gen Schlachtgewühl
Das Unrecht muß dem Rechte unterliegen.
Doch dürft' ich mich um euch daheim nicht grämen,
Müht' ich mich ja mein ganzes Leben schämen!



Wir Deutschamerikaner haben's schwer,
Unsäglich schwer, fast könnte man verzagen,
Wenn nicht die Hoffnung leuchtet' vor uns her,
Daß Gottes Friedensstunde muß doch schlagen.
Dann aber wollen wir zu allen Stunden
Zu heilen helfen dieses Krieges Wunden!



„Es sieht mancher Boden unfruchtbarer aus, als er ist,“ bemerkte Frau Frank lächelnd, „man muß nur einen Versuch wagen.“

Charlotte kam jetzt mit ihrem Hute und einem Buche in der Hand aus dem Hause und erwiderte auf die Frage, ob sie ausgehen wolle: „Nur zu der alten Krauten drüben, um ihr ‚ihren Sonntag‘ zu bringen, wie sie sagt.“

Merkwürdigerweise wunderte sich Berta gar nicht, daß Charlotte ihr Fortgehen nicht einmal entschuldigte oder zurückblieb, sondern sie fragte etwas unsicher: „Kann ich vielleicht mitgehen?“

„Das können Sie gern, liebes Fräulein,“ antwortete die Mutter an der Tochter Statt, ihr freundlich zunicke. „Aber nimm der Krauten ein paar Blumen mit, Charlotte, sie hat sich neulich so darüber gefreut.“

„Hast recht, Mütterchen; gut, daß Du mich daran erinnerst,“ rief das junge Mädchen erfreut und pflückte schnell eine Handvoll Astern und Leukojeen, die sie geschickt zu einem Sträußchen ordnete.

Nun ging sie voran, und etwas befangen betrat Berta hinter ihr die Stube der Nachbarin. Das runzelige Gesicht der Alten, die dort am Ofen saß, schien sich zu glätten. „Ich bringe Ihnen Ihren Sonntag,“ sagte Charlotte, ihr die Hand gebend, und Berta wußte nichts anderes zu tun, als dem Beispiele zu folgen, obwohl die Berührung der steifen, geschwollenen Finger ihr überaus unangenehm war. Ohne den außergewöhnlichen Besuch jedoch weiter zu beachten, freute sich die Alte über die schönen Blumen und sog den Duft ein.

Charlotte nahm das Buch und las ein Lied von Paul Gerhardt vor, dem eine kurze Sonntagsbetrachtung folgte, wobei auch eine jüngere Frau, die mit einem Kinde auf dem Arm inzwischen hereingekommen war, zuhörte.

„Was macht denn die Mutter?“ fragte die kranke Leidensgenossin, als das Mädchen geendet hatte.

„Ihr Zustand ist noch so, doch ist sie immer glücklich und zufrieden.“

„Und sie hat es nun schon länger als ich, Fräulein; ich habe früher nicht gedacht, daß ein Mensch dabei eine Stunde froh sein könnte!“

„Aber nun können Sie es sich denken, nicht wahr? Nun wissen Sie, woher es kommt!“

„Ja, Fräulein, so schlimm ist es nicht mehr, mit ihr auszukommen,“ sagte die Schwiegertochter leise vor der Thür. „Mit dem Schimpfen ist es ein ganz Teil besser geworden.“

„Und Sie sind nun gewiß auch geduldiger und freundlicher mit ihr,“ setzte Charlotte hinzu, „so wird das eine immer die Folge von dem andern sein.“

„Wie gut Sie mit den Leuten umgehen können!“ meinte Berta bewundernd, als sie draußen waren. „Das versteht wirklich nicht jeder. Ihnen scheint es angeboren zu sein.“

Charlotte schüttelte den Kopf. „Ach nein, ich habe erst viel lernen müssen. Aber ich hatte ja meinen Bruder!“ Und aus ihren Augen strahlte ein hohes, reines Glück bei diesen letzten Worten.

Berta sah es. Woher kam das wehmütige, fast schmerzliche Gefühl, das ihr auf einmal das Herz zusammenzog?

Auf der Straße liefen einige Kinder mit dem Rufe: „Tante, Tante!“ Charlotte entgegen, die allen die Hand gab und ein paar zutrauliche Worte mit ihnen redete. Sie streckten nun auch halb unschlüssig nach der Tochter des Direktors die Händchen aus, was sie gewiß nicht getan hätten, wenn diese ihnen allein begegnet wäre.

Den Platz neben Frau Franks Lehnstuhl hatte inzwischen ein alter Bergmann eingenommen, den die Mädchen bei ihrer Rückkehr im lebhaften Erzählen fanden.

„Ihr seht, ich habe unterdessen Zeitvertreib gehabt,“ sagte Charlottens Mutter heiter; „Herr Wilms hat mir von seinen Kindern und Enkeln erzählt, da habe ich nur zuzuhören brauchen.“

„Ja, man freut sich, wenn man sich einem vernünftigen Menschen gegenüber aussprechen kann,“ bestätigte der Graubart mit einer würdevollen Wichtigkeit, die er gern zur Schau trug. „Seit meine Alte fort ist, hat mir das oft gefehlt. Die junge Welt ist nicht danach; die kann einem das Leben sauer machen.“

„Darüber kann ich mich nun nicht beklagen,“ meinte Frau Frank mit einem schelmischen Seitenblick auf Charlotte, die ihr eben das Rissen zurechtshob.

„O ja, bei Ihnen ist es was anderes,“ beeilte sich der Bergmann zu sagen. „Das Fräulein Tochter wird genug gelobt, und den Herrn Obersteiger — na, den hat ein jeder gern auf der ganzen Grube, es mag sein, wer es will“ — seine Augen glänzten ordentlich — „den braucht man nur zu sehen, der ist mit allen freundlich und hat ein Herz für alle. Das können Sie aber auch überall hören, Frau Frank. Ich habe schon manchmal gesagt: Solche Leute müßte es nur mehr geben, dann würde es wohl besser werden auf der Welt!“

Berta hätte leicht merken können, daß diese letzten Worte mit Bezug auf ihren Vater gesprochen waren, wenn nicht ihre Ohren einzig und allein erfüllt gewesen wären von dem Lobe Reinhold's, das ihr, selbst aus dem Munde dieses gewöhnlichen Mannes, auf dessen Urteil sie sonst nicht das geringste gegeben haben würde, wie die wohlklingendste Musik klang. Mit klopfendem Herzen lauschte sie und hätte gern noch mehr gehört, ja, das selbe immer wieder hören mögen, aber der alte Wilms stand auf und wollte nach Hause gehen.

„Na, dann machen Sie's gut, Frau Frank,“ sagte er wohlwollend. „Sie sind auch zu bedauern; es hat ein jeder was.“

„Freilich, Herr Wilms; aber wir haben auch einen Heiland, der uns durch gute und böse Tage geleiten will,“ gab sie einfach zur Antwort.

Er drehte etwas verlegen seine Mütze in den Händen; auf diese unerwartete Wendung wußte er nichts Rechtes zu sagen.

„Frau Frank,“ meinte er endlich, „ich bin der Ansicht, daß das, was Sie eben sagten, mehr den Frauen als den Männern ansteht.“

„Ei, ei, mein Bester, wer meinte denn eben noch, daß es besser aussähe in der Welt, wenn es mehr Leute gäbe wie Ihren Obersteiger? Sie widersprechen sich ja, Herr Wilms, denn Sie wissen ganz gut, wie mein Sohn darüber denkt.“

Der Ueberführte fragte sich ein wenig hinter den Ohren. „Ja, der Herr Obersteiger, über den muß man sich wundern. Aber, wie ich Ihnen sagte, solche Leute müßte es mehr geben! Na, ich will gehen. Meinen besten Gruß an ihn, Frau Frank, und leben Sie wohl alle miteinander.“

V.

Fast ein Jahr war dahingegangen. Von Bertas Rückkehr nach Dresden war nie wieder die Rede gewesen, und von der dort verlebten Zeit wurde nur selten gesprochen. Der Bergdirektor befand sich selbst jetzt so oft in gereizter, verbrießlicher Stimmung, daß ihm die Aenderung kaum auffiel, die im Wesen seiner Tochter zu bemerken war. Sonst hätte er es annehmen empfinden müssen, daß sie ihm nicht mehr so viel mit Klagen und Beschwerden über die Diensthöfen in den Ohren

lag, daß sie nicht mehr über die unerträgliche Langweile auf der schrecklichen Grube seufzte, und daß sie für seine Bequemlichkeit besser sorgte, als es früher geschehen war.

Berta wußte selbst nicht, was mit ihr vorgegangen war, wenigstens wagte sie nicht, sich im innersten Herzen darüber klar zu werden. Hatte wirklich nur der Umgang mit Charlotte — wie sie sich einzureden versuchte — diesen merkwürdigen Einfluß auf sie gehabt? Sie beneidete sie, und der glühende Wunsch war hinzugekommen, ihrem Beispiel ähnlich zu werden. Eine kurze Zeit hatte sie sich in verblendeter Begeisterung wirklich eingebildet, daß sie die Menschen, die ihr ihr Lebenlang bisher schlecht und verächtlich erschienen waren, mit einem Male in wunderbarer Nächstenliebe umfassen könne; aber sie mußte die Erfahrung machen, daß diese vermeintliche Tugend sie gänzlich im Stiche ließ, als sich ihr wirklich einmal die Gelegenheit bot, sie durch selbstverleugnerisches Tun zu beweisen. Da schreckte sie zurück vor der Armut und Unsauberkeit und überließ es gern Charlotte, hilfreich eingzugreifen.

Seitdem war es ihr klarer und klarer geworden: nicht der Funke jener göttlichen Liebe, die auch in den verachteten und geringsten Mitmenschen zum Heil berufene Brüder und Schwestern sieht, hatte das Feuer in ihrem Herzen entzündet, sondern eine heiße, irdische Flamme, die sie hinzog zu dem geliebten Manne! Wie konnte es denn möglich sein, daß sie, verböhnt durch einen Kreis schmeichelter, angesehener Verehrer, alle diese weit zurücksetzte hinter dem einen, der der Untergebene ihres Vaters war und der ihr nie das geringste Zeichen seiner Bewunderung gegeben hatte? Was war es denn, das ihn über diese flachen Alltagsmenschen in ihren Augen so himmelhoch emporhob? Sie wußte es jetzt ganz genau. Es war das Durchdrungensein von einem großen Zwecke, von dem höchsten, heiligsten Zwecke, den nur ein Mensch auf Erden erfüllen kann in der Kraft Gottes, durch die er sich selbst erlöst weiß: mit seiner ganzen Persönlichkeit, mit seinem ganzen Leben ein Zeugnis abzulegen, welches die Draußenstehenden nötigt, hereinkommen! Ja, auch sie, die in eiler Selbstüberhebung auf die großen Sünder herabgesehen hatte — sie wußte jetzt, daß auch sie noch eine Draußenstehende war. Aber je mehr ihr durch ihn die Augen geöffnet wurden über das, was ihr fehlte, was auch sie brauchte, desto mehr bereitete sich in ihrer Seele der Boden, aus dem allein die rechte Nächstenliebe hervornachsen kann. Und das war es, was ihrer Liebe zu ihm eine stille Weihe gab, die fast, ohne daß sie es merkte, einen veredelnden Einfluß auf ihren Charakter ausübte.

An einem Märzabende begleitete er sie wieder einmal nach Hause. Ringsumher herrschte nächtliche Stille, nur im Bergwerk hörte man dumpfes Rochen und Rollen.

„Ich hätte es mir nicht erwählt, dies Leben in Nacht und Finsternis,“ sagte Berta mit leisem Schauer. „Früher bin ich einmal mit eingefahren, aber nie werde ich es wieder tun. Es war mir immer, als wenn schreckliche, schwarze Gestalten die Arme nach mir ausstreckten, um mich in die schauerlichen Tiefen hinunterzureißen, und ich war wie von einem schweren Drucke befreit, als ich das Sonnenlicht wieder sah.“

„Man gewöhnt sich ja daran,“ entgegnete er sehr ernst; „aber dennoch ist es ein hartes, unter Mühen und Gefahren erworbenes Brot, das diese Leute essen. Täglich sehen sie ihr Leben ein für die Arbeit, deren Lohn zum übergroßen Teile diejenigen ernten, die kaum einen Finger darum trumm zu machen brauchen. Sie werden verstehen, Fräulein Herwig, daß ich nicht unbilligen Forderungen das Wort reden will. Aber wie die Sachen jetzt stehen, wo die Grube ‚Morgenrot‘ einen so

großen Ueberschuß erzielt hat, der den Aktionären zugute kommt, wäre es eine Tat, die Dank und Anerkennung verbiente, wenn die Gesellschaft die Löhne, die meiner Ansicht nach wirklich zu gering bemessen sind, erhöhen wollte, ehe der Streit zum Ausbruch kommt.“

„Der Streit?“ fragte Berta besorgt. „Glauben Sie, daß es dazu kommt?“

„Es gärt schon stark. Auf den Gruben ‚Helene‘ und ‚Wohlfahrt‘ ist bereits die Arbeit eingestellt worden. Wenn bei uns der Fall eintreten sollte, würde außerdem mit einer längeren Arbeitspause im Eisenschacht leicht Gefahr verbunden sein.“

Sie wurde um einen Schein bleicher. „Haben Sie schon mit meinem Vater darüber gesprochen?“

„Ja, er wies das ihm Vorgestellte als eine unerhörte Zumutung von sich und schnitt mir auch jedes weitere Wort ab.“

„Aber glauben Sie nicht, daß er Einfluß hat an zuständiger Stelle, bei den Aktionären, bei den Herren des Aufsichtsrats?“

„Gewiß, ich weiß sogar, daß man viel auf sein Wort gibt, daß es ihm, wenn er wollte, ein leichtes sein würde, seiner Meinung Geltung zu verschaffen und, wenn nicht vorher, so doch gleich beim Ausbruch des Streiks sie zum Nachgeben zu bestimmen. Ich weiß, daß die Arbeiter es ihm hoch anrechnen würden und er manchen dadurch gewinnen könnte.“

Bertas Herz klopfte fast hörbar. Ihr war plötzlich ein Gedanke gekommen: sie wollte versuchen, ihren Vater zu bereuen. Sie wollte etwas für den Geliebten tun, wenigstens etwas, was er wünschte, was in seinem Sinne war. Und dann, wenn es gelungen sein würde, dann wollte sie ihm sagen, daß sie es gewesen sei, die es dahin gebracht habe, und sein warmer, dankbarer Blick würde auf ihr ruhen — wie sie es so lange schon ersehnt hatte, und wie es noch nie geschehen war! Das sollte ihr Lohn sein, den zu empfangen sie kaum die Zeit erwarten konnte.

Der Direktor saß noch an seinem Schreibtische, als sie eintrat und im Ueberwallen ihres Gefühls die Arme um seinen Hals legte.

„Die Zärtlichkeit ist jetzt wohl Deine neueste Laune,“ versetzte er ungeduldig, mit halber Abwehr.

Sie hätte sich sonst gewiß gekränkt und schmollend abgewandt, aber jetzt nahm sie seine Hände und sagte: „Kann ich noch ein bißchen hier bleiben? Ich möchte Dir so gern etwas sagen.“

„So? Was hat es denn wieder gegeben?“

Das klang gereizt und mißmutig, doch Berta fuhr fort: „Sieh mal, ich weiß, daß Du mein lieber, guter Vater bist. Willst Du mir nicht einmal eine große Bitte erfüllen? Ach, sei so gut und sage ja!“

„Willst Du wieder nach Dresden? Ich habe mich schon lange gewundert, daß es so still von der Sache war. Meinestwegen magst Du ein paar Wochen —“

„O nein, nein,“ unterbrach sie ihn rasch. „Ich will hier bleiben und will so gern recht schön für Dich sorgen! Es ist etwas anderes.“ Sie nahm all ihren Mut zusammen und sprach es aus: „Willst Du nicht mal hinüberfahren und mit dem Aufsichtsrat wegen der Lohnerhöhung sprechen? Wenn Du ein Wort dafür einlegst, Vater! Du hast so viel Vertrauen und Ansehen — Du würdest sicherlich etwas erreichen!“

Herwig schien zuerst seinen Ohren nicht zu trauen. Mit höchster Befremdung musterte er sie von oben bis unten.

„Seit wann mischst Du Dich denn in solche Sachen?“ fragte er mit gerunzelter Stirn. „Du hast Dir immer viel

herausgenommen, aber so weit ist es doch bisher nicht gekommen! Wie kommst Du überhaupt darauf?"

Sie gab keine Antwort.

„Ach so, der Obersteiger!" rief er plötzlich, den Zusammenhang vermutend, mit ingrimmiger Genugthuung. „Der hat sich wohl hinter Dich gesteckt, um mit seinen wahnwitzigen Ideen durchzukommen! So, ich hätte nicht gedacht, daß Du Dich dazu hergeben könntest!"

„Ich habe keinen Auftrag," sagte Berta mit bebenden Lippen, und der alte Stolz brach wieder durch; „was ich tue, tue ich aus freiem Willen. Der Obersteiger sprach allerdings davon, und er meinte, daß Dein Verhältnis zu den Leuten dadurch sehr gebessert werden könnte, aber —"

Jetzt sprang der Bergdirektor in hellem Zorne von seinem Sitze auf: „Mein Verhältnis zu den Leuten? Das hat er gesagt? Will er mir Vorschriften machen, wie ich mich zu verhalten habe? Das habe ich allerdings schon gemerkt — von Anfang an —, daß er sich hier aufspielen möchte. Er steckt mit den Leuten durch und will mir vorschreiben, was ich zu tun habe! Das könnte ja noch gut werden! Wahrlich, es ist die höchste Zeit, daß dem ein Ende gemacht wird — ich werde dafür sorgen! Er mag sich eine Grube suchen, wo er regieren kann — hier bin ich noch der Herr!"

Berta hatte ihren Vater kaum je so erregt gesehen. Bleich und zitternd versuchte sie, ihn zu beruhigen und die Schuld auf sich zu nehmen. Aber der längst aufgespeicherte Groll und Aerger war einmal zum Ausbruch gekommen, und sie mußte froh sein, ihn schließlich zu der Ueberzeugung gebracht zu haben, daß Frank von dieser Unterredung keine Ahnung habe.

Unter bitteren Tränen warf sie sich an diesem Abend auf ihr Bett. Sie hatte nur schlimmer gemacht, was sie gut machen wollte, und mit dem gescheiterten Unternehmen war auch ihre kurze, beglückende Hoffnung in Trümmer gegangen.

Zwei Tage darauf verlangte eine Deputation von Arbeitern den Direktor zu sprechen.

Berta schlich sich ins Nebenzimmer und lauschte mit angehaltenem Atem, die Hände fest ineinander gepreßt — sie wußte, was kommen würde.

Es war der schwarze Heinecke, der das Wort führte. Herwig unterbrach ihn mit keiner Bemerkung. Dann folgte eine Pause. Und dann — sie griff nach einem Stuhle, um sich zu stützen —, dann hörte sie ihren Vater in eisigem, schneidendem Tone sagen: „Ich werde Ihre Forderungen dem Aufsichtsrate mitteilen, — aber von mir haben Sie nicht die geringste Unterstützung Ihrer Sache zu erwarten. Sollte der Obersteiger Ihnen ungerechtfertigte Hoffnungen gemacht haben — ich gebe Ihnen nicht die geringste Hoffnung!"

Die Verhandlung war zu Ende; noch ein kurzes Gemurmel, und die Bergleute verließen das Haus.

So ruhte die Arbeit. Aber noch war man gespannt auf die Antwort der Gesellschaft. Besorgt betrachtete Berta die Mienen ihres Vaters, in denen sich immer noch dieselbe eiserne Ruhe und Verslossenheit spiegelte.

Inzwischen kam die Antwort aus Dresden. Man war nicht gesonnen, auf die unberechtigt erscheinenden Forderungen der Arbeiterschaft einzugehen, und sah sich in der Lage, das Ende des Streiks abzuwarten.

Nun, da die Zukunft keine Hoffnung mehr bot, schlichen

die Tage unter einem dumpfen Druck dahin. Der Müßiggang trug seine bösen Früchte. Mangel und Sorgen stellten sich ein, aber noch größer war der sittliche Verberb: Unfrieden in den Häusern hin und her und Groll und Verbitterung, die alle Tage neue Nahrung erhielten. Derjenige, der am schwersten unter diesen Verhältnissen litt, war Reinhold Frank. Er unterschätzte die Gefahren einer solchen untätigen Wartezeit nicht, er sah sie klar auf Schritt und Tritt vor Augen, und er empfand es bitter, daß diesen Leuten kein anderer Weg als der Streik offen stand, um ihre berechtigten Forderungen geltend zu machen. Aber ebenso klar hatte er auch das starre Festhalten des Direktors an seinem Entschlusse erkannt, und deshalb sah er voraus, daß die Fehde nicht zu dem erhofften Siege führen konnte. Dazu kamen seine Befürchtungen wegen etwaiger Gasausströmungen im Elisenschacht, die ihn mehr und mehr beunruhigten.

Was ihm zu tun blieb von seinem Standpunkte aus, war einzig und allein, die Leute zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen, ehe die Folgen dieses unhaltbaren Zustandes sich noch schlimmer äußerten. Und wenn er auch anfangs auf viel Widerstand bei der Ausführung dieser Aufgabe stieß, so besaß er doch einen mächtigen Fürsprecher, das Vertrauen, das die Leute zu ihm gewonnen hatten, das Vertrauen, daß er mit dem, was er ihnen riet, sie nicht schädigen wollte, sondern auf ihr wirkliches Wohl bedacht war. Und diesem Vertrauen konnte er es verdanken, daß er immer mehr Gehör fand, und daß so in der Arbeiterschaft der Entschluß reifte, die Arbeit wieder aufzunehmen. Freilich blieben immer noch einige, die sich trotzig und verzweifelt wehrten, aber diese wurden schließlich von der Mehrheit überstimmt.

Es war an einem dunklen, stürmischen Abend des Vorfrühlings, als Frank sich dem Bergdirektor melden ließ und in dessen Zimmer geführt wurde, welches nach dem von der „Schlucht" begrenzten Garten hinaus lag.

Herwig empfing ihn kalt und gemessen, ohne ihm einen Platz anzubieten.

„Ich habe den Auftrag, Ihnen die Beendigung des Streiks mitzuteilen, Herr Direktor," sagte er ruhig, aber man merkte, daß es ihm schwer wurde, das zu sagen. „Es soll zu den alten Bedingungen weiter gearbeitet werden. Uebermorgen, am Montag, wird wieder eingefahren."

Zum erstenmal nach langer Zeit glitt ein Lächeln über Herwigs Gesicht, ein stolzes, triumphierendes Lächeln.

„Wer hat denn recht behalten, Herr Obersteiger?" nahm er das Wort in einem Tone, der seine spöttische Geringschätzung nicht mehr verhehlte. „Daß bei diesen Leuten nur durch Kaltblütigkeit und Festigkeit etwas zu erreichen ist, weiß ich lange. Also die Sache ist in Ordnung gekommen auch ohne Ihre wohlgemeinte Einmischung, die ich mir übrigens — das will ich Ihnen bei dieser Gelegenheit sagen — in Zukunft ernstlich verbitten muß, oder —"

Ein furchtbarer Krach, von Klirren und Poltern begleitet, lähmte im nächsten Augenblicke beiden Männern die Besinnung. Sie wußten im ersten Schreck nicht, was es gewesen war, das durch die nun zerschmetterte Fensterscheibe seinen Weg gefunden hatte. Erst als Berta schreckensbleich hereinstürzte, fand sich die Ursache: ein faustgroßer Feldstein, der dicht an den Köpfen der beiden vorbeigeslogen und an der gegenüberliegenden Wand abgeprallt war, lag mitten im Zimmer. (Schluß folgt.)



Julius Cäsar und der heutige Krieg.

Man erzählt uns, daß verschiedentlich deutsche Krieger an der Westfront nach Hause schreiben, man möge ihnen das Buch des Gaius Julius Cäsar über den gallischen Krieg senden. Das ist wieder so recht bezeichnend für die Barbaren: im Schützengraben „De bello gallico“! Es ist in der Tat aber ein Buch, das heute, nach zweitausend Jahren, geradezu wieder aktuell geworden ist, und es verlohnt sich eine Weile dabei stehen zu bleiben.

Was die, die in den Pausen zwischen den Granaten Cäsar traktieren, zunächst interessieren mag, ist klar: auch Cäsar stand einmal an der Aisne, wo jetzt das große Ringen stattfindet. Ein Akt in der Unterwerfung der Gallier war ferner die belgische Expedition. In dem Gebiet um Reims trafen das römische und das belgische Heer zusammen. Aber Cäsar griff den sechsfach stärkeren Feind, 300.000 Bewaffnete unter König Galba, nicht an, sondern verschanzte sich nördlich der Aisne, nicht weit von Pontavert, zwischen Reims und Laon, bereitete die Versuche der Belgen, die Aisne zu überschreiten, und begnügte sich im übrigen damit, zu warten. Den belgischen Stämmen wurde das allmählich zu langweilig, und sie begannen abzuziehen, aber da das in schlechter Ordnung geschah, konnte Cäsar sie verfolgen, als wären sie geschlagen, und teilweise aufreiben. Er hatte dann mit den Leuten um Soissons, Beaubais, Amiens, Arras, St. Quentin, Namur und mit den Nerviern, den Bewohnern des Hennegaus, zu tun; als diese besiegt waren, war die Unterwerfung der Belgen beendet. Der deutsche Zug ging natürlich in umgekehrter Richtung; aber man sieht, daß das deutsche Westheer auf klassischen Spuren steht.

Aber es gibt noch Interessanteres in der Erinnerung an Julius Cäsar. Der große deutsche Historiker, der uns den tieferen Sinn der römischen Geschichte erschlossen hat, Theodor Mommsen, hat uns auch gezeigt, daß Julius Cäsar einer der ganz wenigen Männer war, die den Lauf der Weltgeschichte so entscheidend beeinflusst haben, daß man von seiner Wirksamkeit sagen kann, sie sei dauernd. Wenn Deutschland heute in einem Riesenkampfe steht, so hat das viele Ursachen, aber eine der grundlegenden geht, freilich in letzter, aber doch in gerader Linie auf Cäsar zurück. Man darf sagen, daß ohne ihn die Geschichte dieser zweitausend Jahre ganz anders aussähe; man kann nicht sagen, wie es gekommen wäre, aber daß es anders gekommen wäre, ist gewiß, und es ist von Reiz, sich das klar zu machen.

Julius Cäsar war ein zu bedeutender Mensch, als daß er in dem gallischen Kriege nur ein Mittel für seine persönlichen Zwecke gesehen hätte. Diese Zwecke spielten freilich eine Rolle: seine Eroberungszüge legten den Grund für seine spätere Machtstellung. Aber er hat Gallien nicht als Parteimann erobert, denn er erkannte, daß es für Rom eine politische Notwendigkeit war, der drohenden Invasion der Germanen schon jenseits der Alpen zu begegnen und dort einen Damm zu errichten, der der römischen Welt den Frieden sicherte. Die Bewohner Galliens, die Kelten, waren den Germanen nicht gewachsen. Bei einem Zwist zweier keltischen Stämme, der Häbuer und Sequaner, war im Jahre 71 v. Chr. der deutsche Fürst Ariovist mit 15.000 Bewaffneten als Verbündeter der Sequaner über den Rhein gekommen. Die Häbuer wurden geschlagen, worauf sich Ariovist häuslich einrichtete und auf gallischem Boden ein deutsches Fürstentum zu begründen begann. Auf seinen Ruf kamen weitere Scharen von Germanen über den Rhein, bis zum Jahre 58 etwa 120.000, und er gedachte, sie

anfällig zu machen und auf dieser Grundlage die Herrschaft über das Keltenland aufzubauen. Er behandelte die Kelten als eine im ganzen unterworfenen Nation, und selbst die Sequaner, als deren gebungener Felbhauptmann er den Rhein überschritten hatte, mußten ihm für seine Leute ein Drittel ihrer Markt abtreten, später noch ein zweites Drittel für die nachgekommenen Haruder. Auch andere Stämme waren im Begriff, den Rhein zu überschreiten, — die germanische Invasion war im Gange.

Da zog Cäsar gegen Ariovist. Etwa in der Gegend von Mühlhausen (Elsaß), oder nach anderer Annahme auf dem Ochsenfeld bei Sennheim, kam es zur Schlacht, das Heer des Ariovist wurde geschlagen, nur wenigen gelang es zu entkommen. „Die Folgen dieses einen Feldzuges waren unermesslich; noch Jahrtausende nachher wurden sie empfunden. Der Rhein war die Grenze des römischen Reiches gegen die Deutschen geworden.“

In den darauf folgenden acht Jahren, 58—51, hat Cäsar Gallien unterworfen, aber er begnügte sich nicht mit der Eroberung, sondern leitete ein, was die geschichtliche Bedeutung des Sieges über Ariovist noch übertraf: die Romanisierung Galliens. Der politischen Vernichtung des keltischen Volkes folgte die nationale: das Lateinische und seine Kultur wurden den Kelten eingepflanzt, machten dort regelmäßige Fortschritte, und schließlich ließen sich die Kelten ganz gerne romanisieren.

Man darf nun nicht meinen, daß die Dinge auch ohne Cäsar so gekommen wären. Der römische Senat war bereits eine schwächliche Gesellschaft geworden, die große Worte rebete und nichts Rechtes tat, und weit und breit ist außer Cäsar niemand zu sehen, der die großen Probleme der Zeit überhaupt erkannt hätte; sein Rivale Pompejus war durch zufällige Umstände emporgetragen, militärisch zwar tüchtig, aber politisch ein unfähiger, eitler Mensch. Und nun höre man, wie Mommsen diese Anfänge der Romanisierung beurteilt:

„Es leidet kaum einen Zweifel, daß, wenn das Senatsregiment sein Scheinleben noch einige Menschenalter länger gefristet hätte, die sogenannte (germanische) Völkerwanderung 400 Jahre früher eingetreten sein würde, als sie eingetreten ist, und eingetreten sein würde zu einer Zeit, wo die italienische Zivilisation sich weder in Gallien noch an der Donau noch in Afrika und Spanien häuslich niedergelassen hatte. Zudem der große Feldherr und Staatsmann Roms mit sicherem Blick in den deutschen Stämmen den ebenbürtigen Feind der römisch-griechischen Welt erkannte; indem er das System offensiver Verteidigung mit fester Hand selbst bis ins einzelne hinein begründete und die Reichsgrenzen durch Flüsse und künstliche Wälle verteidigen, längs der Grenze die nächsten Barbarenstämme zur Abwehr der entfernteren kolonisieren, das römische Heer durch geworbene Leute aus den feindlichen Ländern rekrutieren lehrte, gewann er der hellenisch-italienischen Kultur die nötige Frist, um den Westen ebenso zu zivilisieren, wie der Osten bereits von ihr zivilisiert war. Gewöhnliche Menschen schauen die Früchte ihres Tuns; der Samen, den geniale Naturen streuen, geht langsam auf. Es dauerte Jahrhunderte, bis man begriff, daß Alexander nicht bloß ein ephemeres Königreich im Osten errichtet, sondern den Hellenismus nach Asien getragen habe; wieder Jahrhunderte, bis man begriff, daß Cäsar nicht bloß den Römern eine neue Provinz erobert, sondern die Romanisierung der westlichen Landschaften begründet habe.

Auch von jenen militärisch leichtsinnigen und zunächst erfolglosen Zügen nach England und Deutschland haben erst die späteren Nachfahren den Sinn erkannt. Ein ungeheurer Völkerkreis, von dessen Dasein und Zuständen bis dahin kaum die Schiffer und der Kaufmann einige Wahrheit und viel Dichtung berichtet hatten, war durch sie der römisch-griechischen Welt aufgeschlossen. „Täglich“, heißt es in einer römischen Schrift vom Mai 56, „melden die gallischen Briefe und Botschaften uns bisher unbekannte Namen von Völkern, Gauen und Landschaften.“ Diese Erweiterung des geschichtlichen Horizonts durch Cäsars Züge jenseits der Alpen war ein weltgeschichtliches Ereignis so gut wie die Entdeckung Amerikas durch europäische Scharen. Zu dem engen Kreis der Mittelmeerstaaten traten die mittel- und nordeuropäischen Völker, die Anwohner der Ost- und Nordsee hinzu, zu der alten Welt eine neue, die fortan durch jene mit bestimmt ward und sie mit bestimmte. Es hat nicht viel gefehlt, daß bereits von Ariovist das durchgeführt ward, was später dem gotischen Theoderich gelang. Wäre dies geschehen, so würde unsere Zivilisation zu der römisch-griechischen schwerlich in einem innerlicheren Verhältnis stehen als zu der indischen und assyrischen Kultur. Daß von Hellas und Italiens vergangener Herrlichkeit zu dem stolzeren Bau der neuen Weltgeschichte eine Brücke hinüberführt, daß Westeuropa romanisch, das germanische Europa klassisch ist, daß die Namen Themi-

stokles und Scipio für uns einen anderen Klang haben als Afoa und Salmanassar, daß Homer und Sophokles nicht wie die Beden und Kalibasa nur den literarischen Botaniker anziehen, sondern in dem eigenen Garten uns blühen, das ist Cäsars Werk; und wenn die Schöpfung seines großen Vorgängers im Osten von den Sturmfluten des Mittelalters fast ganz zertrümmert worden ist, so hat Cäsars Bau die Jahrtausende überdauert, die dem Menschengeschlecht Religion und Staat verwandelt, den Schwerpunkt der Zivilisation selbst ihm verschoben haben, und für das, was wir Ewigkeit nennen, steht er aufrecht.“

Es liegt etwas Schwindelerregendes in der Perspektive, die sich hier auftut. Um ein wenig wäre die germanische Völkerwanderung früher gekommen und keine Romanisierung, so wäre die Weltgeschichte anders verlaufen, einschließlich des heutigen Krieges, der ja zum guten Teile auf dem Gegensatz zwischen dem Deutschtum und dem benachbarten Romanismus beruht. Um ein wenig —, aber dies Wenige war freilich Julius Cäsar, ein genialer Menschentopf, der gezeigt hat, wie viel unter Umständen ein Mann in der Geschichte vermag. Es ist also wirklich heute noch Julius Cäsar, den man in dem Ringen der Völker verspürt. Wie wird es aber diesmal enden, zu gunsten der englisch-romanischen oder der deutschen Kultur?

Männer aus dem Volke als Bahnbrecher.



Benjamin Franklin.

Der große Krieg hat, wie niemals irgend etwas anderes zuvor, dazu beigetragen, die Standesunterschiede in Europa zu verwischen und den Reichen vor allem die Augen darüber zu öffnen, daß es auch „da unten im Volke“ Menschen gibt, die Landaleute sind, im besten Sinne des Wortes. Gerade dieser Weltkrieg scheint noch immer mehr den Hobel ansetzen und alles gleich machen zu wollen.

Alle, die sich früher für etwas Besonderes über dem Volke hielten, haben auf der Schule einmal Physikunterricht gehabt und dabei nicht nur aus dem Munde des Lehrers, sondern auch aus den Lehrbüchern, deren es ja viele Duzende gibt, die Namen Franklin, Faraday, Frauenhofer, Geißler, Ruhmkorff, Reiss, Stöhrer, Zeiss, Wagner, Edison und Ohm vernommen. Es sind das klangvolle Namen aus der Geschichte der Physik, und auf den Gesetzen der Physik beruht doch zum größten Teile unsere Technik, der wir jetzt so viele unserer Fortschritte verdanken. Doch auch gar mancher andere, der keine höhere Schule besuchte, hat vom Amerikaner Franklin gewußt, daß er einst ein Buchdruckergerelle und späterhin ein einflußreicher Zeitungs-
mensch, Verleger und Schriftsteller in einer Person war — hat vielleicht auch gehört, daß Faraday und Edison in ihrer Jugend einmal Zeitungen ausgetragen und sich mühsam von unten her in die Höhe gearbeitet haben. Daß aber Wagner, der Erfinder des in der Elektrotechnik so wichtigen Wagnerschen Hammers, weder Professor noch auch nur professioneller Mechaniker, sondern einfacher Buchhalter war, der bereits im vierten Jahrzehnt seines Lebens stand, als er begann sich als grüner Laie mit Physik zu befassen, das ist heute noch in der weitesten Dement-

lichkeit unbekannt. Desgleichen, daß Stöhrer ein einfacher Mechaniker war, an den sich Professoren und Forscher von Welt-ruf wandten, um Ideen zu Apparaten ausgeführt zu bekommen; ferner, daß Ruhmkorff und Geißler ebenfalls nur Mechaniker waren; daß dem Erfinder des Fernsprechers, Reiss, als Privat-schullehrer auf dem Lande kein großes physikalisches Laboratorium zur Verfügung stand, das haben wohl die allerwenigsten selbst auf der Schule erfahren. Man weiß, was wir dem großen Werner Siemens verdanken, sollte aber auch wissen, was dieser seinem Mechaniker Halske rühmend zum Gedächtnis geschrieben hat. Auch die weltberühmten Zeißwerke gehen auf einen Mechaniker zurück. Der Mann aber, mit dem die Spektralanalyse begann, die „protokollarische Vernehmung der tumultuarischen Vorgänge auf fernen Sonnen“, Joseph Frauenhofer, derselbe, der auch die verbesserten oder neuen Instrumente lieferte, mit denen dann Duzende von reichen Liebhabern und amtlichen Sachgelehrten Entdeckungen am Himmel ernten konnten, war Glaserlehrling und Autodidakt (Selbstlerner).

Die Reihe solcher Beispiele ließe sich beträchtlich vermehren, sobald wir Erfinder- und Entdecker-Biographien ohne Rücksicht auf Landesgrenzen heranziehen. Gewaltige Industrien und ungezählte Gegenstände des Nutzens und Vergnügens verdanken ihr Dasein Menschen, die jahre- und jahrzehntelang eine wahre Bettlerexistenz geführt haben. Zweien Welten, die beide durch die öffentlichen Schulen hindurchgehen, kann das gar nicht nachdrücklich genug zu Gemüte geführt und eingepägt werden: der Welt der Reichen und der Welt der Beamten! Die Regierung



Thomas Edison.

sollte keinen höheren Vorgesetzten auf seine Leute loslassen, ohne ihm hinlängliches Wissen abberlangt zu haben. Wissen ist ja noch nicht Handeln und Fühlen, aber doch in der Regel ein Anfang dazu.

Organisation ist heute Trumpf. Mit vollem Rechte. Aber Organisationen haben auch ihre Nachteile. Sie benutzen oft das Schwergewicht ihrer gesammelten Kraft zur Unterdrückung des Neuen und Segensreichen. Eine Ueberfülle von Beispielen bieten die gelehrten Organisationen. Mit Mühe und Not vermochten sich die mathematischen und naturwissenschaftlichen Forscher an den Universitäten ein Plätzchen neben den Theologen und Philologen zu erkämpfen. Schwer hat es gehalten, der Sanskritphilologie und Germanistik Gleichberechtigung mit älteren Universitätswissenschaften zu erringen. Wäre es allein auf die Kunst der Hammerschmiede in Glasgow angekommen, dann hätte einer der gewaltigsten Erfinder, James Watt, noch nicht einmal als Handwerker sich niederlassen dürfen; die Kunst stemmte sich gegen den Mann, der mehr wert war als alle Künfte zusammengenommen.

Als Riquet in Frankreich unter Ludwig XIV. den berühmten Kanal vom Mittelmeer zum Atlantischen Ozean baute, hatte er ebenso die amtlichen Ingenieure gegen sich wie Stephenson, als er die Bahn Manchester-Liverpool baute. Weit müßte man ausholen, um alles aufzuzählen, was Amtsgelehrte, mit höchsten wissenschaftlichen Titeln behangen, in ihrem Amtsbüchel gegen Entbecker und Erfinder gefehlt haben. Im Leben des Erfinders des Unterseeboots, Wilhelm Bauer, begegnen wir zweimal der Tatsache, daß hochbetitelte Physikgelehrte in höchster amtlicher Stellung sich über den Erfinder, einen gewesenen Unteroffizier, so sehr erbosten, daß sie seinem Projekte jede Ausführbarkeit absprachen.

Stellen wir diesem amtlichen Widerstande gegenüber, was



Werner Siemens.

für Industrie die Wege zu Deutschlands industriellem Aufschwung bahnte, der auch früher schon durch Gründung des Handelsvereins die Vorbedingung schuf, aus der sich das neue Reich entwickelte. Dieser große Nationalökonom mußte mit dem ganzen Ansehn seiner feurigen Leidenschaft amtlichen Widerstand überwinden, um dem Eisenbahnsystem den Boden zu bereiten, kraft dessen jetzt Deutschland seine Heere von Ost nach West und von West nach Ost werfen kann, um sich zu schützen.

Die größte Postreform des 19. Jahrhunderts, die Einführung des Pennyports, ging nicht von irgendeinem hohen oder niederen Postbeamten aus, sondern von einem Privatlehrer und Erfinder, Rowland Hill. Selbst das an überflüssigen Schulbüchern so ungeheuer fruchtbare Pädagogenreich weist eine Menge trasser Außenseiter als verdienstvolle Neuerer auf: das schönste Beispiel ist der Junker Erhard v. Rochow, einst Offizier Friedrichs des Großen, als norddeutscher Pestalozzi höchst segensreich für Gründung von Schulen, Bildung von Lehrern und Schaffung von Unterrichtsmitteln wirkend.

Organisation ist gut, aber Genie ist besser, und Hunderte von Organisationen können nicht leisten, was dem Kopfe des Genies entspringt.



Laß ihn noch dies Jahr.

Für die „Abendschule“ von Friedrich Dalkner.

Herr, laß ihn noch dies Jahr im Garten!
Der Baum möcht' doch noch Früchte tragen;
Wir wollen noch ein Jahr abwarten, —
Ich will mich gern für ihn ablagen.

Ich will um ihn den Grund durchgraben
Und alles Unkraut ferne halten,
Und was ich hab' an Kraft und Gaben,
Das will ich ihm zulieb entfalten.

Laß mich noch einmal es versuchen!
Ich will ihn oft und treu begießen;
Ach, wolltest du ihn nun verfluchen,
Mir müßten heiß die Tränen fließen.

Siehst du dein Leben in den Blättern
Und deinen Geist nicht in den Zweigen?



Die wolltest du im Zorn zerschmettern,
Weil sie sich ohne Früchte neigen?

Und seine Wurzeln sind gegründet
Im Erdreich, das du selbst geschaffen;
Sei drum nicht allzu sehr entzündet, —
Vielleicht tut er sich noch aufraffen.

Ach Herr, ich kann der Lieb' nicht wehren,
Die ich für dieses Bäumchen habe!
Es ist noch jung, und mein Begehren
Ist, ihm zu geben Kraft durch Labe.

Drum, Herr, laß ihn dies Jahr noch leben,
Bringt er dann keine Frucht zur Scheuer
Trotz Gnade, die du ihm gegeben, —
So wirf ihn dann ins ew'ge Feuer!

